

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Kontumaz	229
Sociologie des Echterns. Von Wilhelm Bernstein	236
Abolphe. Von Joseph Gifflinger	247
Gelbstanzeigen. Von Promer und Bleem	254
Die Repräsentanzierung. Von Eduard Goldbeck	256
Vermögensabschätzung. Von Rudolf Stern	259

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierjährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 8a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5,-, pro Jahr M. 20,-. Unter Kreuzband bezogen M. 5,65, pro Jahr M. 22,60. Ausland M. 6,30, pro Jahr M. 25,20.
Man abonnieren bei allen Buchhandlungen, Postagenturen und bei der Expedition Berlin SW. 48, Willmetzstr. 30.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beteiligung zu zeitgemässem Zinsflusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9-12 Uhr.

Mampes Gute Stube
gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse.
Vornehmste Litsör-Stube der Reichshauptstadt.
Grafeine Litsöre und Grünblätter-Weine.

Hotel Esplanade
Berlin Hamburg
Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
Restaurant im vornehmsten Stil
Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
Nollendorfplatz Ambalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants
EXCELSIOR
Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67,
Trichterstr. 15 n. Mohrenstr. 49



Treffpunkt der
Weinkenner!

Alle Waffen
sind

staatlich
geprüft!



Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffenen Schusswaffen als Jagd- u. Scheiben gewehre, automatische Repetier-Schüsse u. Pistolen, Luftpistolen, Taschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die Deutsche Waffenfabrik Georg Knack Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Ludwig Katz, Berlin
Unter den Linden 81.
Vornehme Herren- und Damen-Moden.

Hotel Atlantik, Hamburg, siehe Theater-Seite!



Berlin, den 15. Mai 1909.

fortunatus.

Sie haben, Herr Kanzler, immer noch mehr Glück als Verstand (den ich darum nicht etwa unterschäfe). Auch im vorigen Mai schmunzelte der Wonnemond freundlich auf Sie herab. Blotte, Polenenteignung, Vereinsgesetz, Börsengesetz, Kolonialbahnen: Alles gerettet. Manches nicht so, wie mans gern wollte; aber das Wesentliche. Und die Furcht, daß Centrum werde Ihnen das Leben sauer machen, war als Spukangst erwiesen. Doch Sie hatten Tweedmouth und Hill hinter sich, keine Hoffnung, daß Aehnliches Ihnen fortan erspart bleiben werde; und sahen, mit dem Scherzenalb auf der leichtbekommenen Brust, unter Edwards und Gassels emfigen Fingern den neuen Dreibund werden. Die Ussiette, aus der dem Deutschen Reich Nahrung einzulöffeln war, schien ins Engste zu schrumpfen. Die old parliamentary hand hatte sich auch an dem Stuckblock bewährt; doch des Staatsmannes Nimbus verblachte von Nacht zu Nacht. Welche Ernte seitdem! Welche Häufung dankbarer Rollen! Im Reichsanzeiger der vasallisch getreue Schirmer fehlbarer Majestät. Im Reichstag der freimüthige Kritiker kaiserlicher Irzung. (Die highcliffischen Briefe, die Ordre, daß für den Daily Telegraph bestimmt, daß in dieser Form nicht druckfähig sei, selbst genau zu prüfen, und die Thatjache, daß die russischen und französischen Bündnißanträge aus der Vurenkriegszeit auch amtlich, durch die Deutsche Botschaft, also auf Ihren Beschl., der londoner Regirung mitgetheilt worden waren: Das und allerlei Anderes wurde verschwiegen; pahte nicht in die neue Glanzrolle.) Im Neuen Palais der Mandatar deutscher Volkswünsche. In der Hofburg der beste Kamerad

und in Röthen zuverlässige Waffenbruder. Allerhöchster Impulse ledig; fast populär; und rasch vor der Möglichkeit einleuchtenden Beweises für die leis ausgestreute Behauptung, Wilhelms Uebereifer, nicht des Kanzlers Mangel an Schöpferkraft, habe das Reich in so unbequeme Lage gebracht. Erinnern Sie sich noch des Briefes, den Holstein Ihnen im Herbst aus dem harzer Dambachhaus schrieb? Als der tapfere Greis (dessen falter Leib, während ich hier sitze, aus dem schmalen Holzbett in die Leichenhalle geschleppt wird und über den ich, mit der ihm gebührenden Ausführlichkeit, erst reden möchte, wenn er in seiner geliebten Märkererde ruht) mit des Gewissens unerbittlicher Stimme Sie beschwore, diesmal um jeden Preis fest zu bleiben, nicht von Österreichs Seite zu weichen und der zischelnden Nachbarschaft zu zeigen, daß Deutschland den Muth zum Kampf noch nicht verlernt habe, ahnten Sie wohl kaum das Nahen Ihres größten Erfolges. Er kam. Die Althemnoth minderte sich und ringsum wuchs wieder die Lust, mit Deutschland Geschäfte zu machen. Denn der Eingekreiste war als unangreifbar erwiesen. So gut wars Ihnen nie gegangen. Jetzt aber winkt Ihre Fortuna zu noch günstigerer Gelegenheit.

Wenn Sie den Orientflug geahnt hätten (der, vier Monate nach den Novemberstürmen, den effektvollen Abgang ermöglichte), wären die Steuerpläne verlagert oder verscharrt worden. Nun wars zu spät. Und Sie haben seitdem sicher nie ernstlich daran gedacht, aus freiem Willen die süße Gewohnheit des Kanzlerlebens fahren zu lassen. (Ihre Stirn braucht sich nicht zu runzeln: Keiner hat bisher je, selbst Bismarck nicht, freiwillig der Macht entagt. Den Journalisten und Abgeordneten hat Jeder oft die Absicht gekündet: weil die Kinder es nun einmal gern hören.) Warum denn? Irgendwie ist die Sache im Reichstag zu machen. Das wissen Sie besser als ich (und Ihr Lobeck weiß es noch besser als Sie); der Holzspuk mit Beschlüssen und Rügennoten, Warnung und Drohung soll die Gefahr nur schlimmer schildern, als sie in der Alltagswirklichkeit ist, und für die Stärke des Schlußapplauschens vorsorgen. Immerhin dräuen zwei Klippen. Eine Hospartei wünscht sehrlich, daß Sie über die Steuergeschichte stolpern (also nicht als bestautes Opfer Ihrer Novemberenergie fallen) und summa cum laude, unter mittäglichem Beuchten der Gnadenonne dann nach Klein-Götzenbeck oder in die Villa Malta übersiedeln. Namen? Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie schlechter bedient sind als ich. Lassen Sie erforschen, wer die Bücher der Kaiserretter patronisiert und inspirirt hat. Max Egon Fürstenberg und Guido Hendel sind Ihnen liebe Freunde; und mit sämtlichen Herren des Allerhöchsten Dienstes stehen Sie auf dem nettesten Fuß. Diese Klippe ist zu umschiffen. Man traut Ihnen (wenn ich

nicht offen rede, hat dieses Briefchen gar keinen Zweck) nämlich zu, daß Sie nach der Verabschiedung recht unbequem werden könnten. Troß dem Versprechen, keine Memoiren zu veröffentlichen. Die vielen Briefe und Notizblätter; die unheimliche Schreibgewandtheit; und die Kunst, mit Journalisten umzugehen. Sie merken natürlich längst, daß diese Furcht Ihr Amtse Leben aufsezturirt; sicherer noch als die and're Police, die Sie seit zwei Jahren im Kasten haben. Also auch da nur nicht zu weich sein. Vor Interviews, Artikeln und petits papiers entlassener Kanzler, selbst einer Oktavausgabe mit Goldschnitt und mit Mohrchen, statt der auf den Mann losgehenden Dogge, als Biographie, hat man höllischen Respekt. Die Ihnen so ungemein werthvolle Fortdauer der Huld ist auch für künftige Wohnsätze dadurch verbürgt. Doch wer der Charibdis entschlüpft ist, hat noch die Skylla zu meiden. Die sieht schrecklicher aus. Der Höfliche muß sich auf Andeutungen beschränken. Man findet die Lust in Ihrem Hause nachgerade ein Bißchen dumpfig. Findet Sie dem Talleyrand, der die Gedanken in Wortmummen barg, just in dem minder profitablen Theil seiner Thätigkeit allzu ähnlich. Und traut Ihnen deshalb nicht so recht. (Keine Aufregung, bitte: den Friedländer haben die Kapuziner für einen unzuverlässigen Lagergenossen erklärt und der Fraktion Augusta war Bismarck Fliegengott, Verderber, Bügner in einer Person.) So recht nirgends mehr. Auch nicht in Staatsministerium und Bundesrath. Hat sich Etwas wie einen Taschenmachiauvel zurechtgemacht, mit dem eine zuverlässige Rechnung unmöglich ist. Höchst ungerecht? Versteht sich. Wer darf das Ding beim rechten Namen nennen? Ein am Machtquell Sichender, der da gar zu gern sitzen bliebe, noch seltener als ein Anderer. Eingeischt wollen Alle sein; und schelten, wenn ein scharfes Messer ihnen den Schaum von Kinn und Wange gefräht hat, laut, sie seien lästig barbirt worden. Wer wägt denn jedes Zufallswörtchen? Um zu beweisen, daß Sie die Citate vom Baum pflücken, nicht aus dem Herbarium beziehen, haben Sie einem Kongreß erzählt, daß Sie den Büchmann, der Ihr Hausgenosse und Alltagsthelfer sein solle, garnicht besitzen, kaum je gesehen haben. Jeder Besucher erblickt über Ihrem durchlauchtigen Haupt auf dem Brett aber das „Buch der Bücher“: zwei dicke Bände, in denen aus dem Werk der Helden und Weisen, Dichter und Denker mehr Spruchweisheit gespeichert ist, als Büchmann und seine Erben je nur zu umfangen vermochten. Solches spricht sich herum; und die Einfalt schüttelt den Kopf. Dazu die ewige Balkalaureustimmung: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.“ Und das stete Thorensehnen nach Gründlichkeit. Der Verger über Einen, der ohne eigene Sachkenntniß aufragt, was der Degernent ihm gestern eingeflüstert hat. Als

obd, um über die Reichswirtschaft zu reden, nötig wäre, in ihr Innerstes gequält zu haben! So sind bei uns zu Land die Leute. Möchten Sie „Knorrig“ (und würden schon über den Knubben noch lauter schimpfen). In Skurrilstiefeln (die keinem Hühnerauge zu nah kommen dürften). Als einen steinernen Roland (den man auch auf die Sonntagskarte stellen könnte). Wispern, der Kanzler denke stets nur an sich und seinen Vortheil; sei Prestidigitator und Redepyrotechniker; nach Temperament und Charakterneigung eher Italiener als Deutscher; mit dem Lächelgrübchen und dem wedelnden蒲del nicht der Recke, den das Reich braucht; die Schwarze Küche in der Wilhelmstraße müsse endlich gelüftet und gescheuert werden. Und der Rehrreim ist immer: „Wie die Glieder, so auch das Haupt! Weiß doch Niemand, an wen Der glaubt!“ Und Das möchte Federmann aus dem Volk doch fürs Leben gern wissen. So neugierig sind die Leute gewiß nur in Luthers Land. Was soll man da thun?

Ihre Neugier stillen. Endlich. Von den Nachlass- oder Erbanfallsteuerplänen, die Sie im Drang adoptirt haben (wer über Fünfzig ist und aus Hoden oder Hirn noch kein Kind gezeugt hat, darf nach deutschem Gesetz eins annehmen), halte ich nicht allzu viel. Doch dem Träger des Wunschbüleins müssen selbst übel aussehende Dinge zum Guten dienen. An dieser Stelle muß eingehaft werden; gerade weil das Groß der preußischen Konservativen nicht heran will. Den Reichstag auflösen? Wäre jetzt, mit dem Feldgeschrei gegen Zentrum und Konservative, heller Blödsinn; lieber gleich Herrn Singer den Reichsapfel ausliefern. Das mühte sehr fein vorbereitet sein; und dazu gehört erstens Zeit und zweitens ein fudeldichtes Projekt. Einverstanden, daß von „Finanzreform“ auch nur in halbem Ernst nicht die Rede sein kann? Schön. Also Notzuschläge, nach englischem Muster, bis an Ende des Haushaltsjahres. Inzwischen werden die Steuersysteme der Bundesstaaten einander so angepaßt, daß sie ein gemeinsames Dach tragen können (wenn Bayern widerstrebt, bekommt's einen Separatvertrag, wie für Militär und Post, und muß sich vor der Nachbarschaft schämen). Wird ein Plan entworfen und ausgearbeitet, der die Enkel der auf Pump jubilirenden Deutschen up to date vor dem Bankrott sichert. Amortifiren, Durchlaucht (nicht zu knapp, wie der Berliner sagt), und nicht längern demagogischen Steuercaesarismus treiben. Nasche Anleihentilgung oder kurzfrichtiger Raubbau: da ist die Frage. Und nur von dem Acker, auf dem die Masse sich sättigt, ist so viel in die Staatskasse zu bringen, wie im nächsten Menschenalter gebraucht werden wird. Sydow ade! Nicht: a. D. In Ihrem Notizbuch stand dieses Wännchen für Alles früher ja auch mal als Kultusminister vorgemerkt. Warum nicht? Da klappert die Mühle ja doch nur. Oder Clemens Delbrück hin (der schon unter Gohlerts danziger Präsi-

dium vom Kultus träumte) und Sydow in den Handel, wo Unterstaatssekretär Richter still für das Nöthigste weitersorgen wird, bis er Bethmann erbett und der kluge Wermuth (mit dem Adelspräfikat di Torino) dem preußischen Handel wieder mal einen produktiven Kopf aufsetzt. Dann könnte Sydow ins Reichspostamt zurück oder in ein geruchloses Oberpräsidium gelootst werden. Im Schafamt ist er dem Centralnervenstrang des Reiches zu nah. Da wäre Herr Zwele noch besser am Platz. Aber Sie brauchen für die Spieße einen Parlamentarier; und sollten versuchen, für zwei Sessionen den Freiherrn Heyl zu Herrenheim, den feinsten Staatsgeschäftsmann der Nationalliberalen, an die Steuerschraube zu locken. Der würde die Interessen zusammenrrommeln und fragen, an welcher Hautstelle der Schräpfkopf ihnen den geringsten Schmerz bereiten werde. Einen Besseren findet Du nit; und er wäre, wenn Kaiser, Prinzregent, Großherzog von Hessen ihn hätten, für das patriotische Opfer wohl zu haben. Sonst meinetwegen der löbauer Bankdirektor (berliner sind nur im Zustand dernburgischer Kachexie oder als hypothetisch mit Eitelkeit überlastete zu angeln) Dr. August Weber, der in der Finanzkommission flugen Fleiß zeigt und einem Staatsbureauhofer mittleren Schlages jedenfalls vorzuziehen wäre. Vom Kleinram der Verwaltung müssen Sie Minister und Staatssekretäre bald entbürden; selbst wenn jede Centrale dann noch einen Direktor braucht. Parlamentarisierung: die Melodie will gepfiffen sein. Und die trifft auch ein Unmusikalischer, wenn er den Mund so niedlich zu spießen weiß wie Eure Durchlaucht.

Der Block? Eine allerliebste Erfindung für die Weihnachtsfreuden des Algefräsjahres; nichts für Erwachsene. Primo: wer daß Centrum verhmt, ist den Konservativen mit Haut und Haar verpflichtet und muß mitglühen, wenn der Heydebrand lodert. Secundo: eine fürs Erste erträgliche Reichspolitik kann ihre Stützpunkte nur auf der Mittellinie suchen, die von Spahn zu Bassermann führt. Der Rückweg dahin, heißt die Holzpapierpredigt, sei Ihnen gesperrt? Sie lächeln. Nehmen den Silvesterbrief (auf den Sie gewiß nicht mehr stolz sind) vor und lesen: „Ich habe dem Centrum kein staatliches Hoheitsrecht preisgegeben. Die wichtigsten Aufgaben, Verstärkung der Seewehr, Handelsverträge, Finanzreform (schon damals; o Ze!), sind mit der Hilfe des Centrums gelöst worden. Ich arbeite mit jeder Partei, welche die großen nationalen Gesichtspunkte achtet. Wo diese Gesichtspunkte mißachtet werden, hört die Freundschaft auf.“ Und fängt wieder an, wenn die Mißachtung aufhört. Also können Sie auch mit dem Centrum arbeiten, daß die Reichsfinanzen sanieren hilft. „Die Konservativen sind zuverlässig gewesen, wo es sich um daß Wohl und Weh der Nation handelte; die Nation ging ihnen über die Partei.“ Geht aber nicht mehr, wie in der Norddeutschen fast täglich besinnst wird. Mißach-

tung der großen Gesichtspunkte: Ende der Freundschaft. Wittern Sie, wie nützlich die Erbschwestern Ihnen, uns werden kann? Nur diese Gelegenheit nicht auch wieder verpassen! Dem Centrum (dem ein gutes Reichsamt einzuräumen wäre; auf Nieberding's Platz könnte ein Katholik von stärkerem Politikertemporement nicht schnell schaden) ist leicht einzuprägen, daß es mit den preußischen Großgrundbesitzern nicht einen den Wählermassen am Rhein, an der IJzer, am Neckar wohlgefälligen Dauerbund schlechten kann; daß es sogar in Bayern von Jahr zu Jahr mehr zur Industriepartei wird; und daß es unter dem Zwang zur Beantwortung brennender Wirtschaftsfragen die großen Zeichen der Zeit nicht übersehen darf. Die Versöhnung, die dem ehrgeizigen Knirps von Dierdingen-Swakopmund gelang, kann einem Mann von Ihren hohen Graden nicht unerreichbar sein. Von wem hat das Centrum denn mehr zu erwarten als von Ihnen? Nicht mal von Schorlemer, wenn Der so weit ist. Nie von Einem, der je in den Ruch der Kuttengesellschaft kam. Und nach der Versöhnung stehen Sie vor Ihrem schönsten Triumph. Können auflösen, daß preußische Wahlrecht ändern, die Reichswählerkreise zeitgemäß abgrenzen; der Welt beweisen, daß Deutschland nicht von ostelbischen Landjunkern beherrscht wird. Und dürfen dabei das dumme Mittel der Zollkürzung, im Kleinsten selbst jeder Agrarfürstenschaft verschmähen (die mit Liberalismus so wenig gemein hat wie das Radium mit dem Giroverkehr). Alles Röthige, alles irgend Mögliche für die Bauern; doch der preußische Landadelmann muß sich in die Zeit deutscher Weltmacht schicken und darf nicht fordern, daß nach seinem Geschmack das Reich regiert werde. Unser Adel, sprach Bonaparte, hat die schlechten Gewohnheiten des Ancien Régime bewahrt, wie die Tonne, in der Heringe waren, den Salzgeruch. Deutschland riecht nach Kohle und Eisen, nach Elektrodrähten, Chemikalien, Wollware, Trägern, Stahlplatten. Und Sie können ihm die konservative Reichspartei schaffen, die es auf der erklommenen Kulturstufe des Massenindustrialismus braucht. Eine neue Glanzrolle. Von allen die dankbarste. Und endlich eine, für die Sie, mit all Ihren Stärken und Schwächen, geboren sind.

Sie sind nicht Preuße, nicht Landwirth, nicht Altkonservativer; und die Maske kleidet Sie schlecht. Die Rezepte, nach denen Sie unsere meist lämmlichen Liberalen mit sichtbarem Erfolg behandeln, wirken auf die baumstarken und wipfelsstolzen Männer um Heydebrand nicht. Die lächeln, wenn Sie sich ihnen als gleichen Stoffes anbieten, sich einen agrarischen Rangier nennen und mit geblähten Brüdchen sich der „zärtlichen Hand“ berühmen, mit der Sie die preußischen Granden gestreichelt haben. Blinzeln spöttisch und denken: Bist auf des WesensGrunde doch liberal, schöne Maske; und wir kennen den Beliebten, Schnüffelträumer, Ragoutkoch. Die wollen eine Faust spüren;

eine, die für oder gegen sie das Reichsschwert schwungt. Nuancen gelten da nicht; und die Farbe der Entschließung ward nicht von der Ultraischen Blässe angekränkt. Sie werden sich modernisiren. Aber erst, wenn sie müssen (und die Tüchtigsten dieser Tüchtigen, Unzählige, ersehen diesen Zwang). Hier ist Ihre Aufgabe, Herr Kanzler. Für die sind Sie geschaffen. Ein polierter Herr ohne Vorurtheil und metaphysisches Bedürfnis; seelisch so polyglott, daß er am Liebsten mit gebildeten Ausländern und jüdischen Literaten verkehrt; und in den Burzelsfasern so hübsch loscher, daß es aus deutschem Frühling und Herbst ihn immer wieder nach Rom und Venetia zieht. Wer seine Kraft nicht nutzt, versiecht früh an seiner Schwachheit. Sie haben für Preußens Ackerbau gethan, was jetzt noch zu thun war. Ihre zärtliche Hand kann die Feudalherren des Ostens in eine Reichsgentrypartei winken. Welche Verdienstliste dann! Dem Hoffen ihrer Feinde welche Enttäuschung! Das Gespenst des Absolutismus ins Schattenreich zurückgeschickt. Kaiser und Volk einig wie in vier Lustren niemals. Die Hoftroubadours und Kämmerchenmusikanten ausgeräuchert. Deutschland im Konzert der Grobmächte wieder unter den Primeigern. Der Hauptgegner in Lebensangst: mit seinen Dreadnoughts hater selbst alles vorher für die Weltmeere gebaute entwerhet; und mit diesen Dreadnoughts ist er uns nicht lange mehr weit voran. Deshalb die Britenpanik. Die ganze theure Armada wird zum Kinderspielzeug, sobald die flinken Panzertriarier das Treffen entschieden haben. Also auch darin unahnbarer Wandel zum Besseren; ohne unbequeme Verständigung über die Blottenziffer. Und Zeppelin, Parseval (mit einem neuen Aeroplan) und die verfeinerte Technik für Unterseeboote. Am Atlas glimmt kaum noch ein Spähnchen und am Haemus hat deutsche Fähigkeit dem Britenconcern die Emission neuer Turbanwerthe vereitelt. Drinnen? Bauernfriede. Heer und Marine versorgt. Der Sozialdemokratie drei Dutzend Sitze abgenommen und der Fluch der Lächerlichkeit aufgelaufen. Eugens Stürmerkolonne ein zahmes Häuflein Dekoritzer ohne Führer und Fahne. Nun noch Finanzsanierung, Parlamentarifirung, Modernisirung. Auch die Gehalter des Reiches unter deutschem Panier, nicht mehr unter dem Quitschewelwimpel. Das erst sichert im Volksthum dem Namen nachhallenden Segen. Hier ist die Gelegenheit. Kaiser, Bundesrath, Nation: Alles bequem zu haben. Mit solchem Programm sind Sie nicht wie ein müdes Rutschenspferd abzuhalstern. Nicht mehr der behende Jongleur, dem Keiner den Ruth zu wuchtiger Überzeugung zutraut. Sind Sie der Exponent deutscher Herzengewünsche. Nehmen Sie, um Ihres Nachruhmes willen, diesmal nicht mit Glückarbeit vorlieb. Welche Gelegenheit! Sie haben immer noch mehr Glück als Verstand.

Soziologie des Erkennens.

Segenstand der Soziologie ist die zur Einheit verbundene Menschengruppe. Jede solche Gruppe ist mehr und ist etwas Anderes als die Summe der Einzelwesen, aus denen sie besteht. Es ist da immer eine überpersönliche Art von Gemeinschaft, und zwar immer eine Gemeinschaft des Ziels und des Strebens. Als sprachliche und historische Gemeinschaft tritt sie uns in der Nation, im Volk entgegen, als Rechtsgemeinschaft im Staat, als Interessengemeinschaft in den Künsten, Innungen und Vereinen, als Glaubens- und Gehinnungsgemeinschaft in der religiösen Gemeinde und endlich als ideale Kulturgemeinschaft in dem Begriff der Menschheit. Die Gruppe hat auf jedes ihrer Mitglieder einen starken Einfluß. Sie gibt ihm Impulse und schafft oder bestätigt Hemmungen. Das Werden und das Sein, das Fühlen und das Handeln des Einzelnen wird von der Gruppe beeinflußt. Jede Gruppe ist dabei immer Schöpferin und Gestalterin. Wundis großer Gedanke von der schöpferischen Synthese in der geistigen Entwicklung tritt uns in jeder sozialen Gruppe lebhaft und greifbar vor Augen. Durch die Gemeinschaft der Individuen entsteht etwas Neues, Überpersönliches, das dem Einzelnen sich gegenüberstellt und das doch wieder durch die Arbeit der Individuen vermehrt und modifiziert wird. Der Soziologie fällt nun die schwere, aber auch dankbare Aufgabe zu, die Einflüsse von Gesellschaft und Individuum auf den verschiedenen Gebieten zu untersuchen. Mit dieser Arbeit wollen wir uns auch heute beschäftigen. Ich habe ein Gebiet gewählt, auf dem das soziologische Moment bisher noch wenig beachtet wurde: die Entwicklung der menschlichen Erkenntniß. Ich will versuchen, zu zeigen, daß im Erkennen der soziale und der individuelle Faktor stets zusammenwirken und daß die Gestaltung wie die Geltung der menschlichen Erkenntniß erst dann richtig begriffen und gewürdigt werden kann, wenn man sie im Lichte der sozialen Entwicklung, insbesondere der sozialen Differenzierung betrachtet. Die vollständigen Ergebnisse meiner Untersuchungen hoffe ich in nicht allzu ferner Zeit in einem Buch bekannt zu machen. Hier sollen nur die Richtungslinien gezogen und die wichtigsten Punkte kurz bezeichnet werden. Die Behauptung, daß in der Entwicklung der menschlichen Erkenntniß der soziale Faktor Bedeutung habe, ist zunächst eine banale Selbstverständlichkeit. Wir Alle wissen, daß wir sprachliche Mitteilungen von unseren Mitmenschen erhalten und dadurch Allerlei erfahren. Daß in der wissenschaftlichen Forschung eine Gemeinschaft der Arbeit bestehe, die in den letzten Jahren immer großartiger organisiert wird, daß kein Forscher die früher erreichten Resultate entbehren kann: daß Alles braucht ja nicht erst gesagt zu werden. Doch darf man auch nicht vergessen, daß der einzelne Forscher, der etwas Neues gefunden zu haben glaubt, ganz zutreffend davon ist, daß diese Entdeckung seine ur-

eigenste That sei, daß er sie nur sich und sonst keinem zu danken habe. Die Zeit, in der er sie gemacht, war die, wo er, von der Welt abgesondert, sich am Tiefsten in sein eigenes Sinnnen versenk hatte. Seinem eigenen Schatzinn, seinem angestrengten Fleiß, seiner Kombinationgabe, seinem Tiefblick ist diese Bereicherung der Wissenschaft zu danken. Er wird deshalb den größten Werth darauf legen, daß die Entdeckung als seine That betrachtet und anerkannt werde. Von einem sozialen Faktor, der dabei mitgewirkt haben soll, wird er nichts wissen wollen. Die unzergliederte Erfahrung lehrt uns also, daß der soziale Faktor in der Erkenntnis zwar als unleugbar betrachtet und dennoch entschieden geleugnet wird. Daraus folgt aber nur, daß die Soziologie, wie jede andere Wissenschaft, bei der unzergliederten Erfahrung des common sense nicht stehen bleiben darf. Wir müssen tiefer graben und dürfen namentlich nicht den Höhepunkt der Erkenntnis, den Wissenschaftsbetrieb, zum Ausgangspunkt wählen. Wir müssen in die Kinderstube hinab und in die Urzeiten der Menschheit hinaufsteigen, wir müssen zu den Quellen und zu den Triebfedern des Erkennens vorzudringen suchen, um da festzustellen, was die Gesamtheit und was der Einzelne leistet. Vielleicht zeigen sich da neue Zusammenhänge zwischen der Entwicklung der Erkenntnis und der Entfaltung des Lebens.

Das Seelenleben des Urmenschen ist für uns niemals vollständig zu rekonstruiren. Die Analogie mit dem Kind giebt wohl einen Aufschluß, führt aber oft in die Irre. Der gegenwärtige Geisteszustand der Naturvölker wäre sehr belehrend, aber nur wenige Reisende sehen da klar und scharf genug. Da giebt es denn ein Gebiet seelischer Betätigung, wo es uns relativ am Leichtesten möglich ist, uns in den primitivsten Menschen hineinzudenken, weil wir in uns selbst oder in unserer Umgebung noch annähernd Ähnliches erleben können. Ich meine die Glaubensüberzeugungen und Gefühle, die Hoffnungen und Wünsche, alle die Erlebnisse, die wir in dem Wort Religion zusammenzufassen gewohnt sind. Auch Menschen, die alle Religion von sich gethan zu haben glauben, können Situationen und Augenblicke erleben, wo ihnen die Existenz unsichtbarer geistiger Mächte, von denen sich der Mensch abhängig fühlt, doch nicht ganz aus dem Bereich aller Möglichkeit verbannt zu sein scheint. Sicher ist bei den meisten Menschen wenigstens so viel davon zu finden, daß sie fähig sind, die Glaubensvorstellungen primitiver Menschen, wenn nicht zu theilen, so doch zu begreifen. Gerade die Entstehung und Entwicklung der religiösen Überzeugungen ist so recht geeignet, den sozialen Faktor in der Bildung von Urtheilen und Meinungen ins rechte Lichte zu legen.

Die reiche Mannichfaltigkeit, in der uns die Religionen der Naturvölker entgegentreten, ist von der vergleichenden Wissenschaft auf zwei Grundformen zurückgeführt worden, die wir kurz als Naturverehrung und als Seelenkult bezeichnen. Die Naturverehrung hat ihren letzten Grund in der in allen Menschen

lebenden Tendenz, die Vorgänge ihrer Umgebung nach Analogie der menschlichen Willenshandlung zu deuten und damit zu verlebendigen. Ich habe dieses allgemeine psychologische Gesetz die fundamentale Upperzeption genannt und nachgewiesen, daß die Gliederung des Sages in Subjekt und Prädikat die deutlichste und zugleich bedeutsamste Vertifizierung dieses Gesetzes ist. Die belebende Auffassung der Umgebung ist noch dadurch charakteristisch, daß wir den Willen oder die Kraft immer in das Innere des Dinges hineinverlegen. Der primitivste Mensch sieht sich in Folge dieser ihm ursprünglichen und natürlichen Auffassung von einer Unzahl mächtiger Dämonen umgeben und bedroht. Völker, die auf niedriger Stufe stehen bleiben, lassen diese Dämonen fast ganz geistlos. Jedes Ding in ihrer Umgebung, das nur irgend etwas Auffallendes an sich hat, kann der Sitz eines solchen Dämons sein. Der Reger von Neuguinea trägt ein Holzklöpfchen, einen Strohhalm, einen Stein in sein Haus und erweist dem darin vermuteten Dämon gewisse Ehren. Die zur Kultur veranlagten Völker sind über diese Phase, die gewiß auch sie durchgemacht haben, bald herausgekommen. Sie haben den unsichtbaren Mächten thierische oder menschliche Gestalt verliehen und dadurch höhere religiöse Gebilde geschaffen. Hier zeigt sich nun der soziale Faktor sofort wirksam.

Stellen wir uns vor, daß unter den Griechen zuerst ein Einzelner die Phantasievorstellung bildete, daß die Sonne ein Wagen mit zwei Pferden sei, den der Sonnengott lenkt. So lange er allein bleibt, ist dieses Phantasieerlebnis eine Seifenblase, die spurlos vergeht. Erst wenn es seine Idee mittheilt, wenn Andere Ähnliches erlebt haben und ihm zustimmen, bekommt die Vorstellung eine gewisse Festigkeit, die ihre Erhaltung und Fortpflanzung ermöglicht. Alle Göttergestalten, die von Indern, Persern, Ägyptern, von Babylonianern und Griechen, von Römern, Germanen, Kelten und Slaven jemals angebetet wurden, sind soziale Verdichtungen von Phantasieerlebnissen, die eben dadurch Festigkeit und Wirksamkeit erlangt haben. Noch deutlicher vielleicht ist das beim Seelenkult. Der Glaube an die Seelen der Verstorbenen wird durch keine direkte sinnliche Wahrnehmung gestützt. Man hat deshalb den Ursprung dieses Glaubens, wie ich meine, ganz richtig in den Traumerlebnissen gesucht. Es ist kein Zweifel, daß Kinder und Urmenschen das im Traum Vorgestellte als etwas thatfächlich Erlebtes, als etwas Reales empfinden. Stellen wir uns nun vor, daß etwa der Häuptling eines Stammes im Kampf gefallen ist. Wahrscheinlich wird mancher Stammesgenosse von diesem bedeutsamen Ereignis in der nächsten Nacht träumen. Jeder Einzelne betrachtet diesen Traum als wirkliches Erlebnis und glaubt, der Verstorbene sei ihm in der Nacht lebhaft erschienen. Wenn er nun von diesem Ereignis nicht weiter spricht, so hat er bald vergessen und es hat keine weiteren Folgen. Wenn er es aber anderen erzählt und diese Anderen Ähnliches erlebt haben, be-

kommt die Erscheinung des Häuptlings Realität. Die Bestätigungen bestärken die Stammesgenossen in dem Glauben, daß der Verstorbene in ihrer Nähe weile und daß er an ihren Gescheiden Theilnahme. Der Tote ist noch da, er kann nützen und schaden; und so empfiehlt es sich, ihm Dienste zu erweisen. Der so entstandene Ahnenkult, der in Japan besonders entwickelt ist, beruht also auf Dem, was ich soziale Verdichtungen nannte. Ohne die gegenseitige Bestärkung können weder Göttergestalten noch die Seelen Verstorbenen die genügende Festigkeit und Wirksamkeit erhalten. Durch die Autorität der Eltern und Priester wird dann dieser Glaube fortgepflanzt und wird zum unveräußerlichen Bestandstück des seelischen Inventars. Das Selbe aber, was wir hier für die Naturreligionen konstatirt haben, vollzieht sich auch bei den Religionsystemen, die von großen Persönlichkeiten gestiftet werden. Buddhas und Mohammeds Visionen werden zu wirkenden Kräften erst dadurch, daß ihre Anhänger sie zu sozialen Verdichtungen ausgestalten.

Die soziale Verdichtung vermag also seelischen Gebilden, die der Phantasie, dem Traumleben, der Vision ihren Ursprung verdanken, einen hohen Grad von Festigkeit zu verleihen. Die Urtheile, zu denen solche Vorstellungen Anlaß geben, werden von vielen Menschen viele Generationen hindurch für wahr gehalten und zur Richtschnur des Handelns genommen. Die soziale Verdichtung beschränkt sich aber nicht auf dieses Gebiet. Sie nimmt vielmehr auch in ganz konkreten Erfahrungen des täglichen Lebens, in den darauf gegrundeten Urtheilen und den dadurch veranlaßten Maßnahmen einen sehr großen Raum ein. Wir entscheiden uns im Leben fast immer auf Grund von größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeiten und können fast niemals das Eintreten voller mathematischer Gewißheit abwarten. Dabei ist aber der Umstand, daß auch Andere so denken und handeln, für uns von der allergrößten Bedeutung; und darin liegt die Wirkung der zahlreichen sozialen Verdichtungen, unter deren Einfluß wir stehen. So sind unsere Ansichten über die Rüglichkeit oder Schädlichkeit des Genusses von Alkohol, des Rauchens, die verschiedenen Arten von Sport nicht etwa das Resultat selbständiger Überlegungen, sondern soziale Verdichtungen, die in solchen Dingen unser Meinen und unser Thun bestimmen. Selbst wissenschaftliche Theorien sind zum nicht geringen Theil durch Tradition fortgepflanzte soziale Verdichtungen, die neuen Anschauungen gegenüber sich oft als schwer zu besiegender Widerstand geltend machen. Das Phlogiston, die Fernwirkung, der horror vacui, auch die Atomtheorie sind bekannte Beispiele dafür. Deshalb müssen die überlieferten Begriffe einer Wissenschaft von Zeit zu Zeit revidirt werden. Unter den lebenden Forschern hat Reiner diese Revisorarbeit so kräftig und so erfolgreich besorgt wie Ernst Mach. Und gerade er hat immer wieder darauf hingewiesen, daß grundlegende wissenschaftliche Prinzipien, wie, zum Beispiel, das von der Erhaltung der Arbeit, im instinktiven, also ganz und gar sozial bedingten Denken vorgebildet sind.

Um nun zu zeigen, daß nicht nur Phantasiegebilde, sondern auch Produkte des nüchternen, auf Thatsächliche gerichteten Denkens der sozialen Verdichtung bedürfen, will ich jetzt, wo unser Blick für den sozialen Faktor geschärft ist, einen Schritt weitergehen und die Elemente des empirischen und des wissenschaftlichen Erkennens auf ihren sozialen Gehalt untersuchen.

Wir denken in Begriffen und das charakteristischste Merkmal des Begriffes ist seine Allgemeinheit, sein repräsentativer Charakter. Der Begriff „Mensch“ repräsentiert in unserem Denken alle Menschen, weil durch das Wort alle Merkmale, die allen Menschen gemeinsam sind, in eine ideale Einheit zusammengefaßt werden. Man hat oft gefragt, wie wir dazu gekommen seien, so viele Einzeldinge in einem einzigen Denkschatz zusammenzufassen. Die Beantwortung dieser Frage ist meiner Überzeugung nach nur möglich, wenn man sich vorher klar macht, daß alle seelischen Vorgänge Lebensvorgänge sind und auf die Erhaltung des Individuums und der Gattung gerichtet sind. Nur die biologische Betrachtungsweise kann hier Klarheit schaffen. Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich das Problem des Allgemeinen durch meine Theorie der typischen Vorstellungen (Vehrbuch der Psychologie, vierte Auflage, Seite 97 ff.) zu lösen versucht. Indem ich diese Theorie kurz darlege und zugleich weiter entwickle, wird das soziale Moment klar hervortreten.

Für den Urmenschen sind, wie für das ganz kleine Kind, die Dinge der Umwelt noch nicht selbständige, in ihren Einzelheiten interessirende Gegenstände, sie sind vielmehr nur Anlässe zu Angrißs- und Abwehrbewegungen. Was keine solche Reaktion hervorruft, ist auf dieser Entwicklungsstufe für das Bewußtsein einfach nicht vorhanden. Wenn wir diese Thatsache vom Standpunkt unseres voll entfalteten Bewußtseins aus klar formulieren wollen, so können wir sagen: Dem primitiven Menschen kommen nur die biologisch bedeutsamen Merkmale der Dinge zum Bewußtsein. Das heißt: im Urzustand bemerkt der Mensch nur, was unmittelbar mit seiner Lebenserhaltung zusammenhängt. Es ist nicht etwa so, daß er von den anderen Merkmalen die Dinge abstrahirt, nein: er weiß von diesen Merkmalen gar nicht. Den Inbegriff dieser biologisch bedeutsamen Merkmale eines Dinges nenne ich nun die typische Vorstellung dieses Dinges. Diese Vorstellung ist anschaulich lebendig und hat zugleich repräsentativen Charakter. Alle Dinge nämlich, die diese Merkmale haben, veranlassen mich zu den selben Reaktionen, und „worauf in gleicher Weise reagiert wird, das fällt unter einen Begriff“ (Nach: „Wärmelehre“). Die so entstandene typische Vorstellung, die Vorläuferin des logischen Begriffes, enthält nur einen von mir selbst bisher übersehenen sozialen Faktor. Der Mensch hat zweifellos als Heerdenthier begonnen, und so lange er ganz Heerdenthier bleibt, reagieren die einzelnen Menschen auf die Dinge der Umgebung in blinder instinktiver Nachahmung einfach so, wie sie die anderen Wesen

reagieren sehen. Aus diesen nachgeahmten Reaktionen bilden sich aber bei den Einzelnen die typischen Vorstellungen der gewöhnlich vorkommenden Dinge. Die typische Vorstellung hat also gar nichts individuell Bestimmtes und individuell Gesärbtes. Sie stellt vielmehr mit ihren fast eingelübten Reaktionstendenzen die Höhe der Unpassung an die Durchschnittsumgebung dar, zu der es die Heerde bis jetzt gebracht hat. Die typische Vorstellung ist also ebenfalls eine soziale Verdichtung. Das Allgemeine, das sie enthält, ist ein biologisch Allgemeines, das durch soziale Verdichtung gesichert ist.

Einen wichtigen Schritt in der Weiterentwicklung des begrifflichen Denkens bringt die Entstehung der Sprache. Dadurch, daß gleiche oder doch ähnliche Dinge mit dem selben Namen bezeichnet werden, erhält das Gemeinsame dieser Dinge gleichsam einen Körper und einen Kristallisationspunkt. Es wird dadurch möglich, die Erfahrungen, die man an den Dingen macht, im Wort ökonomisch aufzuspeichern und zur Verwertung bereit zu halten. Der so entstandene Wortsinn ist ein ökonomisch Allgemeines, das wiederum einen sehr bedeutsamen sozialen Faktor enthält. Alle Sprachgenossen verstehen das Wort und gebrauchen es in ähnlicher Weise. Die im Wortsinn verdichteten Erfahrungen sind also ein Gemeingut der Sprachgenossen und jeder Einzelne hat Anteil daran. Auch der Wortsinn ist eine soziale Verdichtung. Das gibt ihm seine Festigkeit und Wirklichkeit. Wenn sich der Inhalt des Wortsinnes je nach den neuen Erfahrungen auch stetig ändert, so vollzieht sich diese Aenderung doch langsam und man kann für einen gewissen Zeitraum, in dem die sozialen Zustände keine große Umwälzung erleben, von einer relativen Stabilität der Wortsinnbedeutungen sprechen.

Die typische Vorstellung und ihr Biologisch-Allgemeines, der Wortsinn und das in ihm enthaltene Ökonomisch-Allgemeine, sind beide soziale Verdichtungen. Sie bezeichnen den Grad der Unpassung und die Gesamterfahrungen einer Menschenheerde. Der Einzelne ist auf dieser Entwicklungsstufe in seinem Denken eben so sozial gebunden wie in seinem Wollen und Handeln. Wahr ist für Jeden Das, was Alle glauben, worin Alle übereinstimmen. Dies gilt für die empirische Beurtheilung der Umwelt genauso wie für die religiösen Vorstellungen.

Der primitive Mensch ist, zum Beispiel, eben so fest davon überzeugt, daß jeder Todesfall durch irgend einen Dämon oder Zauberer hervorgerufen werde, wie etwa davon, daß der Dattelbaum Datteln giebt. Vielleicht würde er eine Aenderung in der empirischen Welt sogar noch eher für möglich halten als in der religiösen. Für diese Stufe reichen die sozialen Verdichtungen, die in den typischen Vorstellungen und in den Wortsinns vorliegen, aus. Erst wenn der Mensch aus der Heerde hinaustritt, wenn er sich individualisiert, schafft er sich präzisere Denkinstrumente.

Wie diese Individualisierung vor sich ging, ist oft geschildert worden. Der Ackerbau, der die Menschen sesshaft machte, führte zur Entstehung von Dörfern, aus denen sich Städte und dann größere Gemeinwesen entwickelten. Dabei vollzieht sich die weitauß bedeutsamste Veränderung im Wesen des Menschen in Folge der sozialen Differenzierung durch immer weiter gehende Theilung der Arbeit. Die uralte Heerde gliedert sich in Klassen, Stände und Berufszweige. Die Theilung der Arbeit führt zu einer Differenzierung der Interessen und damit zu einer Differenzierung der Charaktere. Der Einzelne muß in Wettbewerb treten mit seinen Berufsgenossen und findet auch in dem immer komplizierter werdenden Gemeinwesen ein reiches Feld der Thätigkeit. Der Kampf löst ganz neue seelische Kräfte aus. Der Heerdenmensch entfaltet sich zu einer selbständigen, eigenartigen und eigenberechtigten Persönlichkeit. Der Kulturbesitz der Menschen wird durch die so entfalteten Kräfte in ungeahnter Weise bereichert. Neue Bedürfnisse entstehen, und indem man sie zu befriedigen sucht, werden immer neue Kulturgüter geschaffen. Der Einzelne macht sich unabhängiger von der überlieferten Sitte, von dem überlieferten Glauben. Er wird selbständig in seiner Zielsetzung, in seinem Wollen und damit auch in seinem Denken.

Schon der Ackerbau zwang den Menschen, sich entferntere Ziele zu setzen. Er muß die Aussaat machen und auf die Ernte warten. In der Zwischenzeit muß er auf Alles achten, was seinen Zwecken dienen kann. Alles nimmt größere Dimensionen an, wenn sich im komplizierten Gemeinwesen Handel und Gewerbe entwickeln, wenn Politik und Verwaltung das Nachdenken in Anspruch nehmen. In der Nomadenherde wurden die Dinge der Umgebung nur so weit beachtet, wie sie augenblickliche Maßregeln erforderten. Deutung und Verwerthung der Eindrücke floß in einen Akt zusammen. Das ist jetzt anders geworden. Zwischen Deutung und Verwerthung schaltet sich eine oft recht große Wartezeit ein. Jedes einzelne Ding, jede Thatfache kann für meine entfernteren Zwecke bedeutsam werden. Wir lernen allmählich auf Vorraath urtheilen, indem wir nicht mehr die augenblickliche Verwerthung, sondern die mögliche Verwerthbarkeit in der Zukunft beachten. Aus diesem Urtheilen auf Vorraath konnte erst Das entstehen, was wir heute theoretisches Denken nennen. Wir lernen feinere Unterscheidungen machen, und wie sich die Menschenherde differenziert und gegliedert hat, so differenziert und gliedert sich auch die Umwelt. Auf dem engeren Gebiet, das sich jetzt der Einzelne zur Bearbeitung wählt, gewinnen aber auch die einzelnen Dinge, ganz abgesehen von ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gattung, ein großes Interesse und damit eine neue Bedeutung. Für den selbständig gewordenen Menschen, der sich selbst als Einzelwesen fühlt, hat auch das einzelne Ding, die einzelne Thatfache ihre Eigenberechtigung. Zu dieser Erkenntniß des Individuellen, zu liebvoller und

genauer Beobachtung der einzelnen Dinge und Thatsachen wurde aber der Mensch erst fähig, als er sich selbst zu einer eigenartigen, ihres Wertes sich bewussten Persönlichkeit hinaufdifferenziert hatte.

Die soziologische Betrachtung des Erkenntnisprozesses hat also ergeben, daß die gewöhnliche Auffassung der Psychologen, wonach wir von individuellen Wahrnehmungen zu vagen Allgemeinvorstellungen und von da zu streng logischen Begriffen aufsteigen, dem wirklichen Gang der Entwicklung nicht entspricht. Unsere Erkenntnis beginnt vielmehr mit vagen typischen Vorstellungen, die dann durch Wortbegriffe etwas genauer bestimmt werden. Diese beiden aber werden eben so wie die Phantasieerzeugnisse des religiösen und mythischen Denkens nur dadurch Erkenntnis, daß sie soziale Verdichtungen sind. Das Denken der Menschheit beginnt mit sozialen Verdichtungen und erst das Heraustreten des Menschen aus der Heerde, erst die Ausbildung selbstständiger Persönlichkeiten durch soziale Differenzierung führt uns über die sozialen Verdichtungen hinaus zur objektiven Erkenntnis der Thatsachen und Gesetze. Zu dem sozialen Faktor muß erst der individuelle kommen, wenn wirkliche Erkenntnis entstehen soll.

Die Wirkung dieses individuellen Faktors auf die allmähliche Gestaltung des menschlichen Erkennens zu untersuchen, ist eine höchst reizvolle, gewiß sehr lohnende, aber, wie ich glaube, heute noch nicht ganz zu bewältigende Aufgabe. Dazu fehlen noch wichtige historische Vorarbeiten. Ich will deshalb nur auf zwei Richtungen hinweisen, in denen sich diese Wirkung des individuellen Faktors bisher bewegt hat.

Der selbstständig gewordene Mensch will sich zunächst von den Banden der sozialen Verdichtungen befreien. Er will nicht die überlieferten Meinungen über die Dinge, sondern die Dinge selbst kennen lernen. Er gibt dem Erkennen die Richtung auf das Objektive. Wahr ist nicht mehr, was Alle glauben, sondern, was durch genaue Beobachtung und Messung an den Dingen selbst konstatirt ist. Wir untersuchen die Dinge und Vorgänge mit unseren Sinnen und Instrumenten, damit wir genau wissen, was wir von ihnen zu erwarten haben. Indem wir auf die Regelmöglichkeiten des Geschehens achten, erfahren wir immer genauer, daß nicht Alles aus Allem werden kann, daß wir an der Hand der Erfahrung unsere Erwartung einschränken müssen, und in dieser Einschränkung bestehen, wie Mach zuerst gesehen hat, die Naturgesetze. An die Stelle des intersubjektiven Kriteriums der Wahrheit, das in der Übereinstimmung der Denkgenossen bestand, tritt als objektives Kriterium das Eintreffen der Voraussagen. Darin zeigt sich wieder die aktivistische Richtung auch des rein theoretischen Denkens, dem der Zusammenhang mit seinem Mutterboden, dem Selbstbehaltungstrieb, nie ganz verloren geht. Die Wahrheit ist immer eine Richtungslinie für menschliches Handeln. Deshalb behält auch der soziale Faktor seine Bedeutung. Der einzelne Forcher mag eine neue Wahrheit ganz allein

und unabhängig gefunden haben, er mög ihre objektive Gültigkeit durch das Eintreffen der Vorausgesagten unwiderleglich bewiesen haben. Zur wirklichen Wahrheit kann die Wahrheit doch nur dadurch werden, daß sie von der Gesamtheit anerkannt und in die That umgesetzt wird. Auch objektive Wahrheiten müssen zu sozialen Verdichtungen werden, wenn sie Festigkeit und Wirklichkeit erhalten sollen.

Durch die Richtung auf das Objektive hat der individuelle Faktor im Verein mit dem sozialen Faktor die Wissenschaft geschaffen und damit dem Menschen Macht über die Dinge gegeben. Das selbständige gewordene Individuum hat aber seine gesteigerte Erkenntnissfähigkeit auch in einer anderen Richtung betätigkt, wo sie in ganz anderer Weise gewirkt und durchaus nicht einwandfreie Ergebnisse geliefert hat. Diese Richtung weist, im Gegensatz zu den bisher betrachteten, auf das Subjektive.

Alle sozialen Verdichtungen, mögen sie als Sitte und Brauch, als empirische Erkenntnis oder als Religion auftreten, sie alle citirt die erstaunte Persönlichkeit vor das Forum der eigenen Vernunft. Hier soll endgültig entschieden werden, was wahr und was gut ist. Der Glaube an diese Allmacht der eigenen Vernunft ist seit den Tagen des Pythagoras und Platon bei Mathematikern und Philosophen immer fester geworden. Die Mathematiker haben Erkenntnisse gefunden, die sich in der Erfahrung allgemein bewähren. Sie haben der Naturwissenschaft durch immer abstraktere und immer verfeinerte Bearbeitung der Zahlbegriffe überaus präzise Denksmittel in die Hand gegeben, mit deren Hilfe die Fortschritte der Physik und Chemie erzielt und für die Technik verwertet werden konnten. Die Arbeit des abstrakten Denkens ist dabei so groß, daß die Mathematiker den empirischen Ursprung und die stete Kontrolle durch die Erfahrung leicht übersehen. Die Philosophen glauben nun, die Methode, die sich auf dem Gebiet der Zahlenbeziehungen so bewährt hat, auf das Universum anwenden zu dürfen. Wahr ist für Menschen, die an die Allmacht der Vernunft glauben, nun nicht mehr Das, was Alle glauben, auch nicht Das, was sich durch Sinneswahrnehmung als objektiv gültig erweist. Wahr sind vielmehr einzige und allein die Gedanken, die harmonisch zusammenstimmen und sich widerspruchlos zu Ende denken lassen. Wahrheit ist also nichts Anderes als Denknotwendigkeit. Der individualistische Ursprung dieses Wahrheitbegriffes ist bisher nicht erkannt worden, weil nie versucht wurde, die Entwicklung der Erkenntnis soziologisch zu beleuchten.

Alle großen Systeme genialer Philosophen zeigen, bei allem Streben nach Objektivität und Allgemeinheit, diese Richtung auf das Subjektive. Die Denksphäre des Weltweisen ist überall geschäftig, innere Lücken auszufüllen und Rüste zu überbrücken. Denn es soll etwas Ganzes geschaffen werden, weil nur ein Ganzes dem Bedürfnis der sich selbst als Einheit fühlenden Ver-

sönlichkeit entspricht. So großartig nun auch manche dieser Konzeptionen uns erscheinen: sie haben doch etwas Gefährliches an sich. Sie stehen da wie gesättigte Gebäude, die uns zum Eintritt einladen. Der geistvolle Hausherr stellt uns all seinen Besitz zur Verfügung, wir sind der Welt auf eine Zeit entronnen, wir fühlen uns sicher geborgen in den idealen Räumen. Es gewährt eine Art ästhetischen Behagens, sich ganz in ein großes System hineinzudenken. Aber ich kann nicht zugeben, daß das Ziel der Philosophie ästhetisches Behagen sei. So hoch ich auch den ethischen Werth der Freude am Schönen einschätze und so groß mir deshalb auch der Kulturwerth der Kunst erscheint: die Philosophie hat eine andere Aufgabe. Dem Denker zielt nicht Beschaulichkeit, sondern Arbeit.

Es wird keine leichte Aufgabe sein, den objektiven und den subjektiven Faktor in den Systemen den großen Denker scharf von einander abzugrenzen. Beide Faktoren sind oft so in einander verschlungen, daß ein sehr gefüchtert Blick dazu gehört, sie von einander zu scheiden. Bei den großen Vertretern der Metaphysik namentlich, bei Plato, Spinoza, Hegel, wird man neben starkem und erfolgreicher Wirklichkeitsinn durch tiefdringende psychologische Analyse immer auch ein gutes Stück Mystik finden, ein Beisenken in die eigene Seele, aus der sich das Wesen des Universums erschließen soll. Haben wir aber einmal diese beiden Richtungen im Denken der selbständigen gewordenen Persönlichkeit erkannt, so muß diese Scheidung gelingen. Wir werden dann den Werth des philosophischen Systems nach Dem bemessen, was darin an objektiver Erkenntniß enthalten ist, mag sich diese Erkenntniß nun auf die Natur oder auf den Menschengeist beziehen. Dabei werden wir immer noch den subjektiven Faktor des Systems, die darin enthaltene Kraft der Denksphärfantastie oder die Höhe der fiktiven Forderung persönlich bewundern dürfen. Immer aber werden wir es als Aufgabe des Philosophen ansehen, den Blick aufs Ganze zu richten und die Hände nicht in den Schoß zu legen.

Die Philosophie darf das selbständig gewordene, in sich erstarkte Individuum nicht zur Isolierung führen; sie darf den Menschen nicht der Menschheit entfernen. Daß der Mensch als Heerdenthier begann und sich erst nach und nach zur Persönlichkeit entwickelte, ist eins der sichersten und zugleich eins der wichtigsten Ergebnisse der Soziologie. Unsere Betrachtung hat gezeigt, daß auch die Entwicklung der Erkenntniß diesen Weg gegangen ist. Der menschliche Verstand arbeitet anfangs nur mit sozialen Verdichtungen. Solche allgemeinen Vorstellungen und Wortbegriffe sind seine Denkmittel. Nur objektiven und genauen Beobachtung des Einzelnen ist er noch unsfähig. Unter der Herrschaft der sozialen Verdichtungen bleibt aber (Das können wir jetzt hinzufügen) in gewissem Sinn das Denken immer und mit operieren heute noch mit typischen Vorstellungen und mit Wortbegriffen mehr, als wir glauben. Das selbständig ge-

wordene Individuum lernt das Einzelne genau beobachten und vermehrt durch diese Richtung auf das Objektive den Wahrheit- und den Kulturbesitz der Menschheit. Dazu aber müssen die objektiven Wahrheiten zu sozialen Verdichtungen werden, weil sie nur dann ihre Wirkung zeigen. Die Erstarkung des Individuums führt aber auch zum Glauben an die Selbstherlichkeit der Vernunft. Dem daraus entstehenden zu starken Individualismus in der Erkenntnisentwicklung muß nun die Soziologie entgegenwirken. Sie muß darauf hinweisen, daß die menschliche Vernunft ihre Schranken findet an den Objekten und ihr Betätigungsgebiet in der sozialen Förderung der Menschheit. Der Mensch befreit sich nicht, um sich von der Gesellschaft, die er nicht entbehren kann, zu isolieren, sondern, um ihr neue Kräfte zuzuführen.

Die Soziologie muß ferner darauf hinweisen, daß die Wahrheit der Erkenntnisse immer zugleich eine Richtungslinie für das Handeln sei. Der von Amerika gekommene Pragmatismus betont den aktistischen Charakter der Wahrheit und beruhrt sich in diesem Punkt mit den Bestrebungen der Soziologie. Wir kämpfen gemeinsam gegen die allzu große Beschaulichkeit der Philosophie. Wir wollen die Philosophen daran erinnern, daß sie sich heute nicht mehr, wie zu den Zeiten des Pythagoras, den Zugang erlauben dürfen, zu schauen auf den Markt des Lebens zu sein. Statt sich in lustigen Abstraktionen zu bewegen, sollen sie herabsteigen in das wirkliche Leben mit all seinen Härten und Qualen. Sie sollen mit den Problemen ringen, die das Leben aufgibt, und nicht mit solchen, die sich der einhame Denker zurechtkonstruiert. Die Betrachtung des sozialen Faktors in der Erkenntnis ist so recht geeignet, alle theoretischen Denker daran zu mahnen, daß die menschliche Erkenntnis als Betätigung des Lebenstriebes entsteht und daß es die höchste und die legte Aufgabe des Denkens sein muß, dem Leben zu dienen.

Wien.

Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.



Was ist Wahrheit? Die Übereinstimmung unserer Vorstellungen, Begriffe und Urtheile, kurz: die Übereinstimmung unseres Denkens oder Sprechens mit der Wirklichkeit. Was ist Wirklichkeit? Die außer uns befindliche Ursache unserer Sinneseinbrüche und damit unserer Vorstellungen, unseres Denkens oder Sprechens. Eigentlich dürfen wir aber doch nicht sagen, daß es was außer uns die Ursache von etwas in uns, daß die Wirklichkeit die Ursache von uns, von Vorstellungen und unseren Gedanken sei: denn der Begriff der Ursache ist ja selbst in uns, aus unseren Vorstellungen entstanden. Wir dürfen nur etwa sagen: Die Wirklichkeit besteht in irgendeiner Art von Übereinstimmung zwischen der Außenwelt und unserer Innennwelt. Wir gelangen also, wenn wir auch für die erste Definition das Schwanken des Begriffes Übereinstimmung auszubütteln versuchen, zu dem traurigen Ergebnisse: Wahrheit ist eine Übereinstimmung unseres Innenebens mit der Wirklichkeit; und Wirklichkeit ist eine Art von Übereinstimmung von etwas Unbekanntem mit unserem Inneneben (Friedrich Naumann: Kritik der Sprache.)

Adolphe.*)

Allem Beginn des Jahres 1807 hatte Benjamin Constant in sein Tagebuch notirt: „Je vais commencer un roman qui sera mon histoire“; und nur wenige Zeilen dahinter: „J'ai fini mon roman en quinze jours.“ Der Roman „Adolphe“ wurde also im París zu einer Zeit geschrieben, da Constant sich unter allerlei Vorwänden wenigstens für einige Monate von der im Egil weilenben Frau von Staél freigemacht hatte, aus deren Hahn und Wotmäßigkeit sich zu lösen seit fast zehn Jahren schon sein unruhig-geheimer Wunsch war. Für seinen Verfasser bedeutete er damals nicht mehr und nicht weniger als einen Versuch der Selbstbefreiung, einer Katharsis entsprungen dem Bedürfniß, seine Seele der aufgesammelten Spannung zu entladen und seine qualvoll verworrene innere Situation in einem umfassenden Selbstbericht darzustellen und verständlich zu machen.

Gleich nach der Niederschrift begann er, den Roman da und dort einzelnen seiner Bekannten vorzulegen, erst Hochet, dann Boufflers, dann Madame Récamier und Claude Fauriel, dann Auberer. Die näher Stehenden erkannten schnell die autobiographischen Spiegelungen des Werkes, aber auch die Fremden entzogen sich seiner eindrücklichen Wirkung nicht und diese „Adolphe“-Vorlesungen bildeten längere Zeit eine kleine Sensation der literarischen Gesellschaft. In den vier Jahren bis zu seiner Übersiedlung nach Göttingen und später wieder vor und während der Hundert Tage hat Constant den Roman seiner eigenen Magie noch insgeheim wohl fünfzigmal in kleinerem und größerem Kreis vorgelesen und der Eindruck, den er damit zu machen pflegte, hätte seiner Autoreneitelkeit schmeicheln dürfen, wenn nicht für ihn selbst diese Vorlesung jedesmal ein angreifendes Erlebniß gewesen wäre. „Man muß es mitgemacht haben“, sagt Broéper de Barante in seinen Lebenserinnerungen, „wenn Constant seinen ‚Adolphe‘ persönlich vorlas; die wachsende innere Egrifftheit zog ihn mit sich und die Thränen überströmten zuletzt sein Gesicht, so stark wießt jedesmal Erinnerung und Einbildungskraft auf sein leicht bewegliches Empfinden.“ Und der Herzog von Broglie, der mehreren Vorlesungen als Zuhörer beiwohnte, bekannte, obwohl ihm, wie jede Art von Bekanntheitsromanen, so dieser ganz besonders antipathisch war, daß an einem Gesellschaftsabend bei Madame Récamier die Zuhörer trotz der ermüdenden Vorlesung durch von drei Stunden wie unter einem Banne standen und am Schlussh festig weinten, bis das nervöse Schluchzen einiger Damen in ein eben so konsulsivisches Lachen überging, das die Anderen und den Autor selbst ansteckte und damit die Spannung der Gemüther löste.

So hatte der Roman, trotzdem er einstweilen nur als Manuskript lebte, schon ein ziemlich großes Publikum gefunden und genoß eine gewisse Berühmtheit i. d. Gesellschaft, der sein Verfasser angehörte, als Constant Anfang 1816, nach dem vorläufigen Scheitern seiner politischen Aussichten, mit seiner zweiten Frau Charlotte (geborenen Von Hardenberg) nach London übersiedelte. Und da hier verschiedene seiner pariser Bekannten lebten, sah sich Constant auch hier öfters (in einer einzigen Woche viermal) zu Vorlesungen genöthigt, deren eine übrigens die durch ihr Verhältniß mit Lord Byron bekannte Lady Caroline Lamb so begeisterte,

*) Eine Probe aus dem lebenswerthen, laubr und sein erarbeiteten Buch „Benjamin Constant; der Roman eines Lebens“, das bei Ego Bleischel erscheint.

daß sie ihm (nach einem Berichte Sismondis an die Gräfin d'Albany) öffentlich eine ergeentliche Liebescene machte. Der Gedanke an eine Veröffentlichung in Buchform, die Constant noch zuletzt 1810 einem pariser Verleger trotz dessen glänzendem Angebot abgeschlagen hatte, trat jetzt, da schon manches darin abgespiegelte Erlebniß mit dem Spannungsgewebe der Vergessenheit verschleiert schien, wieder an ihn heran und er entschloß sich diesmal, ihm nachzugeben und damit „vielleicht der letzten literarischen Eitelkeitsregung meines Lebens, denn mein Talent ist erschöpft.“

Man hat „Adolphe“ einen französischen Wertherroman, wohl gar ein französisches Gegenstück zum Werther genannt. Ihn so zu klassifiziren, hat man nur ein sehr bedingtes Recht. Von dem allumfassenden Gefühlsüberschwang, der idealen Natursucht, dem tiefen Herzenträufel des gothischen Jugendromans geht kein Athemzug durch das französische Werk. Gemeinsam ist Beiden nur, daß sie die Entstehung, Kritis und tragische Lösung eines Liebestomans im psychologischen Brennglas zeigen, daß sie (wenn auch in verschiedenen Graden) den Meß des Selbstverliebten und Selbstverliereten bilden und daß sich in Beiden ein Süß Jahrhundertseelē spiegelt. Aber der Kreis, in dem sich die beiden des jungen Adolphe um den Mittelpunkt des eigenen Ichs bewegen, hat einen unglaublich kleineren Durchmesser als der Äquator der wertherischen Gefühlswelt, in der ein ganzes Zeitalter sich selbst erkannete, und man thut Constant Unrecht, wenn man mit solchen Parallelen zu salzigen Maßstäben animirt. Selbst innerhalb der französischen Romanliteratur, so weit sie durch Rousseau ihre neue Richtung erhalten hatte, läßt sich die Stellung oder Wirkung des „Adolphe“ nicht mit der des „Werther“ in Deutschland irgendwie vergleichen, und trotzdem er in demselben Jahrzehnt entstand wie die beiden eigenlichen Wertherromane Frankreichs, Chateaubriands „René“ und Senancours „Obermann“, und mit Beiden ein paar typische Grundzüge der Zeit gemeinsam hat, nimmt er diesen wie allen Romanen der sogenannten Emigrantenliteratur gegenüber seine besondere Stellung ein und hat sie bis auf den heutigen Tag behalten. Nicht als Nachläufer Werthers, nicht als Wohlkamer Renés und Obermanns, die man heute nur noch mit frostiger Langeweile genießt, sondern als überraschend früher Vorläufer des modernen analysierenden Seelenromans hat sich „Adolphe“ so ziemlich allein von allen Werken der „verkümmerten Romantiker“, die (nach einem Ausdruck Ernst Seillères) der eigentlichen Romantik in Frankreich vorangingen, den Anspruch auf ungemindertes Interesse bewahrt. Mit seiner eigenen Zeit theilt er nur die unglückliche Grundstimmung, in die so viele der damaligen Intellektuellen nach der Jahrhundertwende durch den bestimgenden atmosphärischen Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft versetzt worden waren, den typischen „ennui“, den das spätere „mal du siècle“, den Weltähnzer, vorbereitete; aber gerade diese Grundstimmung, die mit der Neurosehne unseres eigenen Zeitalters einige Verwandtschaft hat, läßt uns die Periodischkeit Adolphests mit der Polychromatik ihrer Gefühle und ihrem Selbstbeobachtungzwang so merkwürdig modern erscheinen. Es wäre unmöglich, sich einen René mit seinen inneren und äußeren Erlebnissen als ein Kind unserer Zeit vorzustellen: bei „Adolphe“ würden ein paar Sätze ältere Kinderungen genügen, ihn zu einem modernen Roman zu machen; denn was er erlebt und wie er es erlebt, könnte mit kaum größerer psychologischer Schärfe und Wirklichkeitstreue, höchstens mit größerer Pflege des realistischen Details, den Gegenstand eines Romans etwa von Dostojewski oder Strindberg bilden.

Constant's eigenständliches Verhältniß zu seinem Vater, der Einfluß, den Frau von Charrière (in seinem Leben die Vorgängerin der Frau von Staël) auf seine Jugend und Weltanschauung gefügt hatte, seine Erfahrungen mit der kleinbürglichen Gesellschaft in Braunschweig; daß Alles hat in den einleitenden Abschlußnoten des kleinen Ich-Romans und in Adolphe's kräpper Selbstcharakteristik seinen Niederschlag gefunden. Und nichts vielleicht ist bezeichnender für diesen ohne Kindheit und Rauheit herangewachsenen jungen Menschen als der Umstand, daß er nicht abwartet, bis der Götterfunke der Liebe von selbst den Weg in sein Herz findet, sondern in dem einmal gesagten Versay, geliebt zu werden, in seinem Gesellschaftskreis auf die Suche geht, bis ihm die um zehn Jahre ältere Geliebte eines Grafen P. als ein würdiger Gegenstand der Umwerbung erscheint. Ganz planmäßig und bewußt beginnt er, sich für diese Elléore, eine polnische Aristokratin, die mehr ihrer Schönheit und liebenwürdigen Weidlichkeit als ihren Geistesgaben eine leidlich befestigte gesellschaftliche Stellung dankt, zu interessieren, sie zu studiren, ein Problem daraus zu machen, wie er sie gewinnen könnte, und da der Erfolg seiner einmal gereizten Eitelkeit nicht rasch genug entspricht, entwidelt sich aus dem ungebildigen Wunsch, um jeden Preis zu gefallen und zu siegen, ein immer heftiger ins Wahnsinn gesteigerter Entzückungszustand, dessen Fiebergrade den davon Befallenen alßald das untrügliche Symptom einer großen Leidenschaft bilden und ihm seiner Meinung nach ein Recht darauf geben, in Elléores Leben das Schicksal zu spielen. Mitleid, Sympathie, Zärtlichkeit lassen im Herzen der so stürmisch geforderten Frau allmählich wirklich die Liebe entstehen, die Adolphe selbst für sie zu empfinden sich erhält; sie wird sein und eine ganze Weile dauert der heimliche Glückszustand: genau so lange, wie in Adolphe die Einbildungskraft seine Illusionen gegen die kritisch geriegende Selbstbeobachtung zu verheiligen vermag.

Nunmerlich beginnt ihm dann Elléores Leidenschaft für ihn, deren Entfachung sein blindlings verfolgtes Ziel gewesen war, durch die Ausschließlichkeit, mit der sie auf ihn, seine Zeit, seine Gedanken Anspruch erhebt, erst unbedeutend zu werden, dann seinen Widerspruch zu reizen; es kommt zu Vorwürfen, zu Bestimmungen, zu Szenen; und da Elléore opernwillig die Konsequenzen ihres Schrittes auf sich nimmt und den Grafen samt ihren beiden Kindern um Adolphe's willen aufgibt, sieht sich Dieser vom Rückzug in seine Unabhängigkeit abgeschnitten und sich selbst, der Welt und seinem Vater gegenüber mit der vollen Verantwortung für seine Handlungswise beladen. Damit beginnt sein tragischer Konflikt, der Konflikt eines Menschen, der aus ewiger Furcht vor dem Schmerz, den er einem anderen Herzen nicht verursachen will, zwischen Großmuth und Verstellung, Mitleid und Vilje, Zartgefühl und Grausamkeit hin und her getrieben wird, sein Gewissen mit seinem Stolz, seinen Stolz mit seinem Pflichtgefühl, sein Pflichtgefühl mit moralischen Sophismen zum Schweigen zu bringen sucht und sich so immer wieder von einer Selbstabschöpfung, einer Galgenfrist zur anderen rettet, nur um der harten Notwendigkeit einer Entschließung zu entgehen. Ein Tantalus seiner Empfindungen, vermag er weder aus der tiefen Fluth einer ursprünglichen und großen Leidenschaft zu treifen, die vor seinen düstrenden Lippen zurückweicht, noch den rettenden Zweig der Freiheit zu erhaschen, der bei seinem Zugreifen jedesmal tödlich empor schnellt. Was Alles an heilsamen Foltern, an Reue, Bitterkeit, Selbstvorwürfen, Empörung in Benjamins „Journal intime“ eine lange, lange Strecke

auseinandersteht, kommt hier dem Leser in konzentrierter Darstellung vor's Auge. Deutlich nimmt das unlösbar gewordene Verhältniß Ellénores zu Adolphe den Bildlauf und den stürmischen Charakter an, den zu der Zeit, da der Roman geschrieben wurde, die Beziehungen seines Verfassers zu der Kalypso von Coppet noch lange nicht verloren hatten. Die selbe Gewitterstimmung, der selbe zähe Wechsel zwischen mahlöser gegenseitiger Erbitterung und Versöhnungsgenü, der selbe chronische Zustand der Beargwöhnung und Gereiztheit herrscht im Roman wie in der Wirklichkeit. Die Briefe von Adolphe's Vater an den allen Vorstellungen unzugänglichen Sohn könnten würdig von dem alten General Constant herrühren; die legitte freiwillige Gefangenschaft Adolphe's auf dem entlegenen polnischen Landgute Ellénores gleicht ganz so mancher Situation, die Benjamin in Coppet erlebt hatte, die kritische Haltung der Gesellschaft, die sich von Adolphe's Verhalten scandalisiert fühlt und seine Motive falsch beurtheilt, ist die selbe, unter der auch Benjamin zu leiden hatte. Nur darin liegt der Fall Adolphe's anders als der seines Urbildes, daß Ellénore um heimetwillen die mühsam eroberter gesellschaftliche Stellung an der Seite des Grafen, ihres langjährigen Beschützers, aufgibt und durch dieses unerwünschte Opfer ihrer äußeren Erscheinung in Adolphe's Ritterlichkeit einen erzwungenen Bundesgenossen ihrer Ansprüche findet. Diese Verschärfung des Konfliktes ist ein eben so feiner Zug wie das Motiv, daß schließlich die Katastrophe herbeiführt: daß Adolphe einem älteren Freund seines Vaters im Troß des Augenblickes sein Ehrenwort verpfändet, sich endlich von Ellénore zu trennen, und daß der Freund, um den dennoch unschlüssigen jungen Menschen endgültig zum Worthalten zu zwingen, diesen Brief nach Ablauf der Frist an Ellénore gelangen läßt und damit der ohnehin Herzleidenden den Todesstoß verzeigt, an dem sie allmählich hinsieht. Der berühmte Schlussatz der „Cameliendame“ und der „Traviata“, daß Parabellum unserer Sarah Bernhardt und Koloraturprimadonnen, hat im letzten Kapitel des „Adolphe“ sein literaturgeschichtliches Urbild.

Für Ellénore aber nach Allem das direkte Modell in Frau von Staël zu sehen, wie es in der Regel geschieht, wäre falsch. Frau von Staël hat zu keinem Zug dieser unglücklichen Frau Modell gestanden. Alles Neuherr der Persönlichkeit Ellénores deutet vielmehr sehr bestimmt auf die in Chateaubriands „Mémoires d'Outre-Tombe“ erwähnte Madame Lindsay, zu der Constant in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts Beziehungen gehabt hatte. Wie Ellénore Polin ist und in der Sprache die Ausländerin verräth, war Madame Lindsay Irlanderin. Wie Jene dem Grafen P. in seinem politischen Exil gefolgt war, so Diese dem Grafen Auguste de Lamoignon, dessen Exil sie in London Jahre lang getreulich theilte und dem sie, wie Ellénore ihrem Beschützer, zwei Kinder schenkte. Auch das Wenige, was über die hochherzige Persönlichkeit der Irlandinerin bekannt ist, selbst der Altersunterschied, der sie von Constant trennte, stimmt mit ihrem Ebenbild im Roman überein; und wenn Prosper de Varante von ihr erwähnt, sie habe, nach Allem, was er gehört, Constant mehr geliebt als irgendeine andere Frau, so macht dieser Umstand nur verständlicher, daß der Autor des „Adolphe“ sie im Auge hatte, als er Ellénore von sich sagen ließ: „Liebe war mein ganzes Leben!“ Dagegen ist freilich Adolphe selbst in allen wesentlichen Sätzen seinem Verfasser aus dem Gesicht geschnitten und dieser Umstand erklärt, daß man Ellénores Persönlichkeit mit der Rolle verwechselt, die sie im Roman zu spielen hat, und in ihr ohne Weiteres das leicht maßkrite-

Portrait der Staël sehen wollte. Adolphe's ganze psychologische Situation Ellénoë gegenüber ist allerdings die selbe, in der er sich lange Jahre hindurch neben Frau von Staël befand: Alles, was Adolphe mit und ohne eigene Schuld leidet und leiden macht, ist durchaus der Fleiß seines großen Herzenserlebnisses; und man muß es Constant's Aufrichtigkeit zum Ruhm nachsagen, daß er sich selbst nicht geschont hat. Er hat nicht die radikalisch wütende „Beichte eines Thoren“ geschrieben, auch keine medisante Abrechnung im Stil von „Allo et Lui“. Sein Roman ist mehr bittere Selbstanklage als Selbstverteidigung, sein Schatten einer Schuld, eines Vorwurfs füllt auf die Frau, die ein Opfer ihrer Liebe wird, und man fühlt aus Allem nur den einen Wunsch des Verfassers heraus, seinen Helden wenigstens gerecht beurtheilt zu sehen. In dem kurzen Nachwort des Romans, den beiden Briefen, die zwischen dem singulären Herausgeber und einem ehemaligen Freund Adolphe's gewechselt werden, bezeichnet ihn dieser geradezu „als daß Opfer einer Mischung von Egoismus und Empfindsamkeit, aus der sich sein Wesen zu seinem und Anderer Unglück zusammenhegte; als einen Menschen, der das Viele stets vorausjag, bevor er es that, und verzweifelt bereute, nachdem es geschehen war; der mit seinen Vorzügen fast noch mehr gestrafft war als mit seinen Fehlern, weil diese Vorzüglich nur seinem Gefühl, nicht seinem Verstand entsprangen; einen Menschen, der in beständigem Wechsel bald ganz Hingebung, bald ganz Härte war, aber immer mit der Härte aufhörte, weil er mit der Hingebung begann, und der keine andere Spur von sich hinterließ als daß Unrecht, daß er Anderen zugefügt hatte.“*) Schonungsloser und strenger ist Benjamin Constant selbst von seinen Feinden niemals charakterisiert worden. Diese Härte mag für Adolphe gegeben sein; für Constant selbst ist sie übertrieben, denn sein eigenes Charakterbild weist noch eine gar so Reihe von bestimmenden Zügen auf, die in dem engen Rahmen des Romans keinen Platz finden könnten. So sicher die menschliche Tragik Adolphe's die Constant's war, so sicher war der Mensch Benjamin Constant mehr als ein Adolphe.

Frau von Staël hatte jedenfalls keine Ursache, den Roman und seine Veröffentlichung als Kritikung zu empfinden. Daß sie es könne, scheint Constant gefürchtet zu haben, da er kurz nach dem Erscheinen des Buches noch aus London an Madame Récamier schrieb: „Ich fürchte, daß eine Person, auf die der Roman freilich nicht einmal von jenseit hinweist, sich dadurch verlegt fühlen wird.“ Über zwei Monate später sieht er sich dieser Besichtung enthoben und kann an die selbe Adresse berichten: „Adolphe hat seinerlei Verstimmung zwischen mir und der Person hervorgerufen, deren unbegründete Empfindlichkeit ich fürchtete. Sie hat im Gragenthil meine Beurteilung sehr wohl bemerkt, jede für sie fränkende Anspielung zu vermeiden.“ Auch Sismandi, der langjährige Haustreund von Coppet und in diesem Fall ein Kronzeuge, erkennt in seinen Briefen an die Gräfin d'Albany besonders an, daß Constant von Ellénoës Bild jeden Zug der Ahnlichkeit mit Frau von Staël sorgsam ferngehalten habe, aber in dem stillmischen, fordernben, vergehrenden Wesen ihrer Liebe sei das eigentliche Urbild freilich nicht zu erkennen und die Ahnlichkeit in diesem ausschlaggebenden Punkt sei zu frappant, um nicht alle sonstigen Unterschiede auf dem Feld zu schlagen. „Ich erkenne“, sagt er, „den

*) Eine deutsche Uebersetzung von Constant's „Adolphe“ (bearbeitet von Jos. v. Ettinger) erschien 1898 im Verlag von Otto Hembel in Halle a. S.

Autor des Buches fast auf jeder Seite wieder und nie ist mir ein Selbstporträt von ähnlich verblüffender Treue vorgekommen. Er weiß alle seine Fehler und Schwächen verständlich zu machen, aber er entschuldigt sie durchaus nicht und bemüht sich nicht einmal, sie sympathischer erscheinen zu lassen. Es ist möglich, daß er in den ersten Jahren aufrichtiger in seiner Liebe war, als er sich im Roman darstellt; als ich ihn kennen lernte, gleich er jedenfalls ganz und gar Adolphe, war er nicht mehr als Dieser fähig, Liebe zu geben, eben so wechselnd in seiner Stimmung, eben so bitter und eben so geneigt, aus Gutheiglichkeit und Schwäche Diejenige, deren Herz er zerrissen hatte, immer wieder durch Versprechungen und Belherrungen zu täuschen.“ Frau von Staël hat wohl gelegentlich erklärt, sie liebe diesen Roman weniger als alles Andere, was Benjamin geschrieben habe; aber es klängt beinahe wie ein ironisch-verstohles Dementi, wenn sie hinzufügt: „Ich glaube nicht, daß alle Männer Adolphe sind; nur die eiteln sind's.“ Sie war es jedenfalls, durch die auch Lord Byron bei seinem Aufenthalt in Coppet den Roman kennen lernte. Er las ihm auf ihren Wunsch und schrieb noch im Juli 1816 darüber seinem englischen Freund Samuel Rogers (der zu Constant's londoner Bekannten zählte): „Ich habe Constant's Adolphe sammt seinem Vorwort gelesen, worin er bestreitet, nach Modellen gearbeitet zu haben. Das Buch hinterläßt einen unerfreulichen Eindruck, wirkt aber sehr überzeugend in seiner folgerichtigen Darstellung einer erloschenen Liebe, dem vielleicht peinlichsten Zustand, der sich denken läßt. Ich bezweifle trotzdem, ob alle solche Hens' (wie er sie nennt) so unglücklich enden wie sein Held und seine Heldin.“

Dieser hat Constant's *Bekenntnissbuch* ein paar Jahre später auf einen anderen zeitgenössischen Dichter, auf Franz Grillparzer, gewirkt, der am 15ten März 1829 in sein Tagebuch schrieb: „Gelezen: Adolphe vom Benjamin Constant. Mit einem Einblick in das menschliche Herz geschrieben, der Denjenigen schaumbert macht, der sich in einer ähnlichen Lage befinden hat oder befindet.“ Grillparzer befand sich in solcher Lage; und auch viele Andere glaubten, ein Stück ihres eigenen Selbst in Adolphe wiederzufinden. Selbst Sainte-Beuve, der sonst in der Beurtheilung Constant's immer als Staatsanwalt auftritt, konnte sich der Bewunderung nicht entziehen; er nennt den Roman ein vollendet und feinstlich gemaltes (freilich auf graue Leinwand gemaltes) Pastell. Seine besten Verehrer aber hat der Roman erst in unserer Zeit gefunden, der er mit der Handhabung der psychologischen Sonde Jahrzehnte vorausgesehen war. Einige der feinsten Köpfe des modernen Frankreich haben seiner Meisterschaft auf diesem Gebiet gehuldigt: Anatole France, der einer der jüngsten „Adolphe“-Ausgaben die Einleitung gab, Paul Bourget, der in dem Werk schon das ganze Martyrium des esprit d'analyse, jenes Hanges zur Selbstzerlegung und Selbstzerfaserung zu finden erklärte, der in der Generation von heute schon so viele Opfer gefordert habe, und Emil Haquet, der in seiner Sammlung „Politiques et Moralistes du dix-neuvième siècle“ dem „Adolphe“ und seinem Verfasser eine tiefdringende Studie gewidmet hat.

In der mühelos beherrschten Differenzierung seelischer Verworrenheiten und ihrer fast mathematisch klaren Analyse ist „Adolphe“ unbedingt die erste frische Frucht des modernen psychologischen Romances und man muß schon bis zu Flauberts „Education sentimentale“ und weiter bis zu manchen russischen und standhaftischen Seelenmalern vordringen, um auf Nehnliches zu stoßen. Der Begriff der

Lebenslüge, den uns Ibsens Dramen geläufig gemacht haben, taucht hier zum ersten Mal als tragisches Motiv in der erzählenden Literatur auf. Bis dahin hatten die männlichen Romanhelden das Heimwort „lieben“ niemals nur in der aktiven und transzendenten Form konjugiert: „Adolphe ist der Erste, der nicht die Liebe selbst ergreift, sondern die zunächst gegenstandslose Sucht, geliebt zu werden.“ Sein Vorsatz „Je veux être aimé!“ bezeichnet eine neue Etappe in der Psychologie der Liebe; und es entspricht durchaus dieser seelischen Disposition, daß seine Wahl auf eine um zehn Jahre ältere Frau fällt, auf die „Frau von dreißig Jahren“, deren literarische Entdeckung meist (nach Jules Janins Vorgang) erst Balzac gutgeschrieben wird. Die eigenhümliche, aufgeregte Gefühlswelt, in die viele Frauen am Nachmittag ihres Lebens eintreten, wenn die Leidenschaft sie noch einmal oder überhaupt zum ersten Mal trifft, dieser spätreife Nachsommer des weiblichen Herzens, der das erotische Erlebnis so viel schwerer und bitter-süßer, dunkler und tiefer, Vergleich und Enttäuschung aber um so grausamer empfinden läßt, hat in Clémire das erste literarische Beispiel. Eine vorher unerschlossenes Klima der Frauenseele war damit der Darstellung gewonnen. Und zugleich vertritt die Geliebte Adolphe als Erste den gesellschaftlichen Magdalenytypus der um ihrer freien Liebe willen deklassierten Frau, dem die spätere Romanliteratur so viele Abstufungen gegeben hat, der Damen mit und ohne Kamelien, der weiblichen Kra, welche sterben, wenn sie lieben, ohne wieder geliebt zu werden.

In der Vereinigung solcher Eigenarten und Besonderheiten erscheint dieser Roman als eine alte Kostbarkeit, um so mehr, als er nicht das Werk eines Dichters ist, sondern nur das eines geistreichen Schriftstellers, dem ein ungewöhnlich frühgeschärftes Talent der Selbstbeobachtung in diesem Fall zu sagen gab, was er litt. „Ich könnte ihn heute nicht mehr schreiben“, gesteht er sich selbst, als er den Roman ein paar Jahre nach der Niederschrift in Deutschland wieder liest, und es bedarf dieses Eingeständnisses kaum. Nur ein von langen seelischen Erregungen gepeitschtes, zu schmerzhaft seiner Empfindlichkeit gesteigertes Innenselben konnte diese einer wirklichen Dichtung so ähnliche Kritik des eigenen Herzens liefern. Sie war und blieb denn auch Constant's einzige literarische Leistung, neben der das formlose „Journal intime“ nur als Persönlichkeit seiner Persönlichkeit Bedeutung hat.

Nach dem Zeugnis von J. J. Coulmann, Constant's Jünger, der das Originalmanuskript noch gesehen hat, hatte der Roman ursprünglich eine andere Fassung und einen Ausgang, der der Wirklichkeit besser entsprach: das Verhältnis zwischen Adolphe und Clémire endete nicht mit deren Tod, sondern mit der Tötung des beiden Theilen zuletzt unerträglich geworbenen Bandes. Daran sollte sich als Fortsetzung und Gegenstück ein zweiter Roman schließen, der diesmal nach der weiblichen Hauptfigur „Cécile“ benannt war und Constant's Herzenerlebnis mit seiner zweiten Frau in ablichtlicher Kontrastwirkung zu der umwölkten, gerrissenen Stimmung des „Adolphe“ auf idyllisch-pazifem, ungetrübtem Hintergrund behandelte. Dank dem Rath der flügigen Lady Holland, in deren Haus Constant während der londner Zeit verfehlte, verzichtete er darauf, diesen zweiten Theil mit dem ersten zusammen erscheinen zu lassen. Daß das fertige Manuskript existiert hat, bestätigt nicht nur Coulmann, sondern auch Sainte-Beuve, der es noch später, nach Constant's Tod, in den Händen eines seiner Freunde gesehen hat.

Dr. Joseph Ettlinger.

Selbstanzeigen.

Der Organismus des Judenthums. Im Selbstverlag des Verfassers. Charlottenburg, Geroniusstraße 3. Geheftet 8 Mark.

Diese Schrift bietet die Einleitung in die von mir geplante Realkonföderanz der talmudischen Literatur. Es leuchtet wohl ein, daß ein solches Werk, dessen Ausführung ein ganzes Menschenleben beansprucht, nicht in Angriff genommen werden durfte, ehe die Grundlagen untersucht und das Material auf seine Tragkraft hin geprüft wurde. Es galt, zunächst festzustellen, welchen Werth denn eigentlich die talmudische Literatur für uns hat, für uns als Wissenschaftler, für uns als Juden, als Christen, als Kulturmenschen. Um einen Maßstab zu gewinnen, mußte vor Allem die Stellung dieser Literatur im Organismus des Judenthums ermittelt, mußte erläutert werden, wie das reale Judenthum der biblischen Zeit zu der rassinierten Denkart des Talmuds gekommen ist, welche Besonderüge die jüdische Struktur in beiden Epochen aufweist und welche Einflüsse eine derartige Umbildung des Charakters bewirkt haben. Auf alle diese Fragen stand ich bei den Geschichtsforschern keine befriedigende Antwort. Der Grund, daß der jüdische Organismus trotz aller Mühe bisher so wenig erkannt wurde, glaubte ich hauptsächlich in der rein rationalistischen Methode zu finden, auf welche die Wissenschaft vom Judenthum bisher angewiesen war.

Durch die übliche Berlegung der jüdischen Geschichte in drei zusammenhängende Epochen, in die biblische, talmudische und moderne, war der Forschung die Möglichkeit genommen, daß in den Quellen der jüdischen Geschichte mangelhaft sich widerspiegelnde Bild von der Struktur und Funktion des Judenthums auf Grund der sinnlichen Wahrnehmung, die das Judentum von heute bietet, zu rekonstruieren. Ich habe nun zunächst versucht, den Zusammenhang der jüdischen Geschichte von den Urvorsätzen bis auf die Gegenwart nachzuweisen, um mir auf diese Weise die Möglichkeit zu verschaffen, durch eine Vergleichung mit der Struktur und dem Geist des der Tradition treu gehibbten Judenthums der Gegenwart die Grundzüge des biblischen und talmudischen Judenthums da, wo sie in den Quellen unklar erscheinen, annähernd zu ermitteln. Erst nach dieser Vorarbeit konnte der Versuch unternommen werden, die Entstehung und Entwicklung des Talmuds zu erfassen, seinen Einfluß auf das Judentum und seinen Werth für die Wissenschaft im Allgemeinen und für die jüdische Geschichte im Besonderen festzustellen. Der Schluß enthält einen Bericht darüber, wie ich selbst nun die Realkonföderanz auszuführen beabsichtige. Den methodischen, aber nicht wesentlichen Anerkennungen, die ich an dem ursprünglichen Plan vorgenommen habe, liegen folgende Erwägungen zu Grunde. Die Hauptaufgabe des geplanten Werkes bestand darin, den brauchbaren Theil der talmudischen Literatur herauszugreifen, ihn sachlich zu ordnen und hermeneutisch auszufasstatten. Die Fragen, was brauchbar ist oder nicht und in welche Hächer das Brauchbare einzureihen ist, können nicht immer mit absoluter Sicherheit beantwortet werden. Um hier das Angemessene zu finden und von der Richtigkeit der getroffenen Entscheidung zu überzeugen, sind die Hilfe und die Autorität amerikanischer Sachverständiger unentbehrlich.

Diese Unterstützung kann nur dann möglich sein, wenn sie vor der definitiven Einordnung des Stoffes erfolgt. Nachher lassen sich bei einem solchen Werke begangene Fehler kaum gutmachen. Zu der großen Schwierigkeit, die nötige Unter-

Flügung zu gewinnen, kam noch eine andere hinzu. Um das Werk so, wie es ursprünglich geplant war, auszuführen, waren außerordentliche Mittel nötig. Die Hoffnung, diese aufzubringen, hat sich aber als Täuschung erwiesen. So entschloß ich mich, einen anderen Weg einzuschlagen, der voraussichtlich ans Ziel führen wird. Der Talmud (zunächst der babylonische) soll fortlaufend und unverkürzt abgedruckt werden. Jeder brauchbare Satz wird aus dem Zusammenhang herausgenommen, in eine besondere Zeile gebracht, vokalisiert, übersetzt, erklärt und mit der Signatur des Jacob, in das er gehört, versehen. Das Werk soll periodisch erscheinen, etwa sechs Bogen monatlich; es dürfte einen Umsang von dreihundert Bogen haben, kann also in vier bis fünf Jahren hergestellt werden. Durch die Heraushebung und hermeneutische Ausstattung des brauchbaren Theiles wird dem Laien und dem Fachmann die Möglichkeit geboten werden, sich, ohne sich erst durch das hochelige Geesträpp der zuglosen Diskussion durchwinden zu müssen, rasch und mühselos einen Überblick über den sachlichen Gehalt des Talmuds zu verschaffen. Da das Werk periodisch erscheint, wird die Ausführung unter der Rücksicht und der Mitwirkung der öffentlichen Kritik fortschreiten können. Da jeder Satz signirt und räumlich durch eine besondere Zeile sich abhebt, so kann, wenn das Werk fertig ist, die Sammlung aller zu einem Fach gehörenden Sätze auf mechanischem Wege erfolgen. Die Ausarbeitung der einzelnen Materien kann dann auch von solchen Fachleuten unternommen werden, die mit dem Originaltext nicht vertraut sind. Die Bearbeitung des historischen Theiles behalte ich mir selbst vor.

Charlottenburg.

Dr. Jakob Fromer.



Das losende Spiel. Vita Deutsches Verlagshaus. 4 Mark.

„Das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten“: so nennt, nach Goldberger, in meinem Buch die Schauspielerin Editha das Theater. Von diesem Land erzähle ich. Mögliches und Absonderliches. Ich erzähle, wie im Herzen des Poeten ein Bühnenwerk sich bildet, wie es unter Wönnen und Qualen auffgetragen und geboren wird, wie nun das wunderliche Bündniß zwischen Bühnendichtung und Bühnenkunst, zwischen dem Poeten und der bunten Mimeschaar sich vollzieht, dem Werk keine endgiltige Gestalt zu verleihen. Und wie das Werk, so lasse ich auch die Bühne, auf der es sich darleben soll, erst werden: ein neues Theater wird gebaut, ein neues Ensemble gebildet. Und werden lasse ich nicht zuletzt die Herzen der Darsteller, der Schauspieler: zeigen, wie hinter ihrer Berufsbethätigung, ihrem Künstschaffen menschliches Ringen, Fehlen, Säumen und Reisen steht. So habe ich versucht, ein Bild des modernen Theaters zu zeichnen: des Theaters, in dem, trotz aller Anpassung seiner Institutionen an bürgerliche Norm und Ordnung, noch etwas von dem bunten Abenteuergeist lebt, der Goethes unnachahmlichen Theaterroman durchleuchtet. Diesen schillernden, flimmernden Geist, dies Stück Vaganteromantik im nüchternen Torheitens Geiste des modernen Lebens zu habsen, zu gestalten: Das war die einzige Aufgabe, die mein Buch sich gestellt hat. Ich glaube, ich bin kein Schönfächer gewesen, wenn auch mein Buch fast nur mit Ausnahmeschicksalen, mit dem Geschick der Großen sich beschäftigt, die sich „durchgesetzt“ haben und denoch niemals zu Ende kommen mit dem unablässlichen Ringen um die Krone der Kunst und des Lebens, mit dem Ringen aber auch wider die hundert Füden, die in dem finsternen Abgrund des „Landes der unbegrenzten Unmöglichkeiten“ lauern. Da: „Es ist ein elend, erbärmlich Leben. Möchte doch für kein anderes geben!“ Walter Bloem.

Die Depeschenzeitung.

So folg hat heutzutage nur der Psychologe, der Kenner der Volksseele. Es gilt, ihre Bedürfnisse zu erspähen, sie schon dann wahrzunehmen, wenn sie noch im Schlummerdunkel des Unterbewußtseins ruhen. Es gilt, Bedürfnisse zu säen, Bedürfniskleime zu pflegen; und wenn Das nicht möglich ist, so müssen dem Volk eben die Bedürfnisse „fuggeritz“ werden. Finden oder erfinden. Wers kann, für Den liegt das Geld auf der Straße, und wenn er den Cylinder auf das gedankentrüdtige Haupt stülpt, regnet's Thaler.

Vor ein paar Jahren entdeckte ein Zeitungsmann das neueste nationale Bedürfniß: die Depesche. Der Berliner, so sagte er sich (mit neuen Tribs wendet man sich immer an den Berliner), hat keine Zeit. Das heißt: er hat eine ganze Menge Zeit, mindestens für acht Seidel täglich, aber es schmeichelt ihm, zu hören, daß er keine habe. Wer reußt' will, Der kündigt zunächst, daß in der „Stadt der Arbeit“, im deutschen New York für Drohnen kein Raum sei und daß Zeit Geld bedeute. Erstes Axiom also: der Berliner hat keine Zeit, er ist abends durch die harte Iron des Tages übermüdet und will nichts mehr lesen. Er ist nur noch für Beefsteak und Sensation empfänglich; Reflexionen darf man ihm nicht mehr zumuthen. Die Zeiten, wo der Familienvater nach dem Abendbrot bald schmunzelnd, bald foppschüttelnd den Leitartikel las (den Leitartikel vom Typus Frenzel, sehr gebildet und meist mit einer historischen „Parallele“), wo die Kinder den Athem anhielten und die Chefrau auf ihren Mann stolz war und sich von der Weise des Staatsgedankens umwirkt fühlte, diese Zeiten sind unwiderbringlich dahin. Der Berliner amerikanisiert sich. Richtig hört er lieber; wir müssen immer ein Volk haben, dem wir nachhelfen: so selbstlos, im Sinn Rieglches, sind wir. Also kann er nur noch die Drahtnachricht ertragen; Draht ist die Seele vom Zeitungsgeschäft.

Den höheren Ständen oder, wie man heute lieber sagt, den „Intellektuellen“ war die neue Technik gleich plausibel. Auch ihrem Hochmuth that sie wohl. Die Reflexionen, so horchen sie zu einander, können wir uns allein machen. Man gebe uns nur das Depeschenmaterial. Nur die Depesche ist und ein Bedürfniß; mit dem judicium sind wir überreichlich versehen. Matter-of-fact-Menschen, wie wir sind, können sich mit Sentiments (und nun gut mit fremden) nicht aufhalten. Der wahhaft moderne Typ ist das Nachrichtenblatt, das eine rasche Orientierung gestattet.

Da nun der Mittelstand und die Bourgeoisie förmlich nach diesem Typ schrie, so gab's einen Bombenerfolg; denn wenn Etwaß wahrhaft modern ist und nur einen Sechser kostet, so zeigt sich der Berliner auch dankbar. Wir hatten also nun endlich das Blatt, das eine rasche Orientierung gestattet und dessen Lecture eine Zeiterparniß bedeutet. In zwei Minuten vermag ein-

gellter Leser den ganzen Inhalt in sich aufzunehmen. Daß ist noch nicht das Ideal — das Ideal ist, daß man das Blatt überhaupt nicht zu lesen braucht —, aber es ist doch geppelinisch nah an der Lösung des Problems.

Lange habe auch ich darauf geschworen, daß es „erreicht“ sei; aber ich muß das Nachrichtenblatt wohl immer mit geschlossenen Augen gelesen haben. Als ich es neulich mit offenen Augen las, eine Depesche nach der anderen, bis zur ich weiß nicht wievielen, da sah ich, daß ich eine dumpe war, wenn ich mir je eingebildet hatte, daß der neue Zeitungstyp durch seine Übersichtlichkeit und Gedrungenheit eine rapide Uffsimilirung des Stoffes gestatte. Ich fand da etwa dreißig kürzere und leider auch längere Telegramme. Sie wiederholten oder widersprachen einander und zum größten Theil besagten sie gar nichts. Da hatte ich das Material; nun mußte es ja eine Kleinigkeit sein, sich ein Urtheil zu bilden. Ich arbeitete ein gutes Stündchen daran und transpirierte heftig. Dann aber gab ich es auf (weil ich an die Pflicht des Weltstädters dachte, die da ist, keine Zeit zu haben) und nahm ein Blatt in die Hand, das ein Kompromiß zwischen der alten und der neuen Technik darstellt. Hier, hoffte ich, würde ein Beiträtsleid mich der lästigen Aufgabe entbinden, mir ein Urtheil zu bilden. Zu meinem Erstaunen fand ich auch hier nur den Depeschenwust. Ich fand, daß in einem unaußsprechlichen türkischen Ort um zwei Uhr zwanzig die Abdankung des Sultans als unvermeidlich galt, daß man sich um drei Uhr fünfzig aber der Ansicht zuneigte, eine Verjährnung werde zu Stande kommen. Um Vier schien es nur noch eine Frage der Zeit, daß ihn das Schicksal des sechzehnten Ludwig ereile; um vier Uhr fünf aber hatte ein ganz verschmähter Spezialberichterstatter „unter Vorbehalt“ das Gericht verzeichnet, daß der Sultan durch einen unterirdischen Gang entwichen sei. Dazwischen stand dann auch, die Königin Wilhelmine sei heute zweimal im Park spazieren gegangen, und der „eigens Entfandne“ hatte, um der Reldung mehr Rolorit zu geben, hinzugefügt: „Heute vormittag gewittert es fast unausgesetzt.“ Mir wurde jetzt klar, warum Strindberg die Zeitunglecture als einen „Sturzregen von Stecknadeln“ bezeichnet, und aus der Kinderzeit fußt mit ein Glööö ein, der einen anderen immerzu Maulschelle und ihm mit jeder neuen Maulschelle einen Brei ins Gesicht pappt. Mir war jetzt zu Ruth ... wie dem Anderen. Doch gab ich es noch nicht auf, mit auf Grund des dargebotenen Materials mein Urtheil zu bilden. Schließlich legt ja doch die neue Technik einen besonderen Wert darauf, übersichtlich zu sein; vermutlich waren also die wichtigeren Nachrichten durch den Druck hervorgehoben. Ich sah noch einmal in das wahhaft moderne Blatt, aber, ach! Alles war fett gedruckt. Die Zeitung sah so schwarz aus, daß es wie Beileidsstimmung aus ihr herausströmte.

Im Ernst: so gehts nicht weiter. Diese Technik ist Grober Unzug, gegen den der Zeitungleser sich wehren muß. Sie ist ästhetisch unerfreulich. Der

Berleger protzt und der Redakteur schwächt. Jedes Telegramm scheint zu schreien: Seht nur, was wir für Verbindungen haben, wie viel Geld wir ausgeben! Und jedes Telegramm scheint zu stöhnen: Seht nur, wie wir uns frapazieren, wie beslissen wir Euch bedienen! Psychologisch gar fein erdacht, denn der Massen muß man zugleich imponiren und schmeicheln. So läuft der Athlet im Varieté den Biceps schwellen und verneigt sich dann mit dienstwilligem Lächeln vor einem verehrlichen Publikum. Wer aber die Rechte des Lesers und die Pflichten der Presse gewissenhaft erwägt, Der muß protestieren.

Zunächst ist die Massenentsendung von Spezialberichterstattein unfeinig. Vier Augen seien vielleicht mehr, aber keineswegs immer besser als zwei; und zwölf Augen erst recht nicht. Laufen doch ohnehin von gelegentlichen Mitarbeitern und den ständigen Auslandskorrespondenten schon genug Meldungen ein. Von den Zeitungen, wie sie heute in kritischen Augenbliden der Zeitgeschichte aussehen, gilt das Wort: „Wenn ein vollkommener Widerspruch ist gleich geheimnißvoll für Weise und für Thoren.“ Mit etwas weniger Verschwendung und etwas mehr Organisation ließe sich viel Besseres erreichen.

Für den Redakteur aber muß das Motto lauten: Papierkorb! Er muß den Mut haben, fünf Schädel der heutigen Depeschen als Maskulatur zu behandeln. Alle Wiederholungen, seien sie in der Form noch so verschieden, müssen vernichtet werden und nur die eine Meldung darf übrig bleiben, die der Thatsache am Besten entspricht. Er muß den Fleiß haben, die Depeschen zu kondensiren. (Hier heißtts, Geld ausgeben, damit diese wichtigste und keineswegs leichte Arbeit von geschalteten Kräften im Gilzugtempo geleistet werde.) Er muß das Urtheil haben, daß ihm ermöglicht, unfeinige Hypothesen auszuschalten und die beachtenswerthen Meldungen zu einem Bilde zu kombiniren.

Die redaktionelle Leistung, die wir heute in einigen „führenden“ besten Blättern vor uns haben, ist erbärmlich. Das Publikum weiß nicht aus noch ein: und die Folge davon ist die, daß es sich, wenn die erste Erregung vertauscht ist, ganz und gar desinteressiert. Unsere Zeitungen (*excipiendis exceptis*) beschäftigen sich immer nur mit einer einzigen Frage; sie sind in dieser Hinsicht einer hohen Regirung nicht unähnlich. Acht Tage lang starren sie wie hypnotisiert nach dem Bildz, bis der Basiskenblick einer neuen Sensation sie anzieht und . . . aufs Neue lädt. Mancher ißt gern Irish stew; aber will er darum acht Tage lang Irish stew, nichts als Irish stew und täglich fünf Portionen davon essen? Wir brauchen die ruhige, gleichmäßige Aufmerksamkeit der Nation für die politischen Dinge; der Wechsel zwischen Gaumensitzel und Ueberättigung, Gier und Ekel ist höchst ungern. Ihn bringt aber unsere Zeitungstechnik hervor und muß ihn heroorbringen.

Diese Betrachtungen sind den Vertretern des neuen Typs gleichgültig; sie fühlen sich nicht als Erzieher der Nation, sondern als Berichterstatter; sie

wollen nicht reformieren, sondern informieren. Das sprechen sie ungeniert aus und Cynismus ist besser als cant. Aber sie können nicht unempfindlich gegen den Vorwurf bleiben, daß das wahrhaft moderne Blatt nicht hält, was es versprochen hat. Sie versprachen uns Material zur Meinungsbildung, während sie nur „der Menschheit Schnüre fräuseln“; sie versprachen Zeitgewinn und verursachen Zeitverlust; sie versprachen, uns anzutragen, und stumpfen uns ab.

Die „objektive Berichterstattung“ ist eine Illusion, eben so wie die objektive Geschichtsschreibung. Der Leser, der sich seiner intellektuellen Unabhängigkeit froh, auf Grund des „Thatsachenmaterials“ eine eigene Meinung bilden will, darf nicht vergessen, daß dies Material schon nicht mehr Rohstoff, sondern Halbfabrikat ist. Er sieht durch die Medien des Berichterstatters und des Redakteurs und muß sich dieser Fehlerquellen bewußt bleiben. Und deshalb will es mir scheinen, als ob wir die amerikanische Zeitung getrost wieder europäischen sollten. Die Nachrichtenblätter werden sich entschließen müssen, zur subjektiven und reflektiven Methode, zur Methode der geistigen Arbeit, der politischen Erziehung zurückzulehnen. Der Thatsachenverschleiß allein thut nicht. Wenn der Redakteur keine eigene Meinung besitzt, wird sich auch der Leser keine bilden. Und ohne ein Bißchen Idealismus ist unser Beruf unerträglich. So geht's nicht weiter.

Eduard Goldbeck.



Vermögenskonfiskation.

Seute, da der Kampf um die Erbschaftsteuer tobt, empfiehlt es sich, nach Burckhardt's Griechischer Kulturgeschichte zu greifen und sich in die Blüthezeit der Demokratie zu versetzen. Man denke: daß Volk vollkommen souverain, also, wie alle Souveräne, steuerfrei (wenigstens in seiner Mehrheit), dabei von königlicher Freigiebigkeit (auf Staatsosten), wenn es sich um die Erfüllung „sozialer Forderungen“ handelt; Errichtung prächtiger öffentlicher Gebäude, üppige Feste und Schausereien für das Volk, Dotation einer Theaterkasse (Theorikon), die dem Volk den unentgeltlichen Besuch der Theater ermöglichte, und Neuliches mehr. Wenn die Staatskasse leer war, gab es zwei Hauptmittel, sie wieder zu füllen: entweder fiel die stärkere Polis über die schwächeren her, machte die Einwohner nieder und nahm weg, was sie vorhand (Das war unbequem und gefährlich, denn die Uebefallenen, die genau wußten, was ihnen bevorstand, wehrten sich wie die Bergweifselnen); oder die Volksversammlung verurtheilte eine Anzahl reicher Bürger durch Ostrafismus oder Attimie zur Vermögenskonfiskation. Das war ungünstlich und zugleich brauem. So wurde denn die Vermögenskonfiskation allmählich eine ständige Staatseinnahme. Ein paar Sätze Burckhardt's schildern vorzesslich die damaligen Zustände und zugleich die unerbittlichen letzten Konsequenzen des demokratischen Staatssprungs, denn das selte Bild, das Griechenland bietet, zeigt

Rom zur Zeit der Gracchen und des Marius, zeigt Frankreich in der Zeit des Directoriats. „In Griechenland begann, als die Gleichheit da war und man nicht mehr um Prinzipien und Rechte zu kämpfen hatte, der Krieg zwischen Arm und Reich, in manchen Städten schon zugleich mit Eintreten der Demokratie, anderswo nach einer längeren oder späteren Zwischenzeit der Mäßigung. Es beginnt die Tyrannie der Mehrzahl gegen die Minderzahl, eine Tyrannie, welche die einzelnen um so viel an Unverträglichkeit übertrifft, als die Begierden der Menge unersättlicher sind. Jetzt merkte der Arme, daß er als Herr der Stimmen auch Herr des Besitzes werden könne. Immer von neuem erhob sich das Streben der bösen Rhetoren und Demagogen, die, welche etwas zu besitzen schienen, den Reichsbesitzenden gleich zu machen. Der Besitz hatte alle Weise verloren und jeder muß sein Recht nur noch nach seinem sogenannten Bedürfniß (Das heißt: Gelüsten). Und für all Dies genügte eine momentane Stimmenmehrheit.“ Die Folgen dieser Demokratisierung sind bekannt; als die Römer ihr 146 vor Christus ein Ende bereiteten, war das Land völlig verarmt und verwüstet.

Wenn man den Streit um die Einkommensteuer beobachtet, kann man den Gedanken nicht abweisen, daß die Wiederkehr einer Zeit, in welcher die Vermögenskonfiszation eine ständige Staatseinnahme abgeben soll, bevorsteht, ja, daß sie bereits begonnen hat. Ostrafismus und Ultimatum sind zwar veraltete Mittel; an ihre Stelle ist aber ein eben so wirksames gekommen: die progressive Steuer.

Progressive Steuern tragen nicht nur stets den Stempel der Willkür an sich, sondern sie werben, man mag sie ausgestalten, wie man will, von fast allen Gesellschaftsklassen als ungerecht empfunden; Der nur, der gar nichts zu steuern braucht, ist zufrieden. Weit entfernt, einen sozialen Ausgleich zu schaffen, werden sie geradezu den Reid und den Klassenhaß. Dabei enden sie regelmäßig mit einem Mißerfolg. Man denke an das Fläschchen der progressiven Fahrtkartensteuer: heute fahren aus purem Unmut über die prozentual ungleichen Buchschläge ungähnliche Leute Zweiter oder Dritter Klasse, die es sich sehr wohl leisten könnten, Erster Klasse zu fahren. Man denke an die im Jahre 1906 eingeführte progressive (gestaffelte) Brauosteuer: daß bis dahin blühende Braugewerbe wurde durch das gestaffelte System dieser Steuer binnen Jahresfrist fast zwangsläufig und wird jetzt durch die neue, abermals gestaffelte Steuer, die, der ungleichen Belastung wegen, eine Übwältigung unmöglich macht, wohl völlig entrahmt werden. Über eine Milliarde Mark hat das deutsche Nationalvermögen seit zwei Jahren durch die plötzlich eingetretene Entwertung der Brauereien eingebüßt; und trotz Alledem entsprach die Steuereinnahme und der erhoffte soziale Erfolg nicht im entferntesten der Schätzung der Gesetzgeber. Man denke an die „sozial weit vorgeschritten“ Stadt Zürich, die eine progressive Einkommensteuer bis zu fünfundzwanzig Prozent eingeführt hat. In hellen Häusern haben die reichen Leute die Stadt verlassen, die eleganten Riethwohnungen und Villen stehen leer und die Geschäftsläden klagen bitter über mangelnden Verdienst. Dass man dem Grundzog „Gleiches Recht für Alle“ huldigen und dennoch die progressiven Steuern verwerten kann, beweist die Republik Frankreich mit ihrer in der Vorbereitung begriffenen Einkommensteuer.

Ich bin für die Besteuerung des vom direkten Abflömmingen und Thegatium ererbten Besitzes. Zugleich würde ich es geradezu für ein nationales Unglück halten, wenn die Regierungsvorlage Gesetz geworden wäre. Zugegeben wurde ja sofort, daß

die Erhebung der Steuer von Nachlässen, die in der Land- und Forstwirtschaft angelegt sind, eine gewisse Härte habe, da es den Erben oft nicht leicht sein würde, den Steuerbetrag flüssig zu machen; zur Gleichsetzung wurde Ratenzahlung vorgeschlagen. Wir Redt. Aber ist etwa anders bei Nachlässen, die in industriellen Unternehmungen angelegt sind? Drei Prozent des Landbesitzes kann man zur Roth verkaufen und die Steuer bezahlen, aber drei Prozent einer (vielleicht noch mit Schulden belasteten) Fabrik niemals; das Geld müßte, vielleicht zu Buchergüthen, aufgenommen werden. Was also für die Landwirtschaft recht ist, sollte doch auch für die Industrie billig sein. Und weiter: hinterläßt ein Mann eine Million Mark und zehn Kinder, so zahlt jedes Kind auf sein Erbtheil von hunderttausend Mark drei Prozent Nachlasssteuer, das einzige Kind eines Mannes, der hunderttausend Mark hinterläßt, für das gleich große Erbtheil aber nur 1,2 Prozent; hinterläßt hingegen ein Mann hunderttausend Mark und zehn Kinder, so zahlt jedes Kind für sein Erbtheil von zehntausend Mark 1,2 Prozent Steuer, das einzige Kind eines Erblassers von zehntausend Mark gar nichts. Giebt es für diesen Besteuerungsmodus einen halbwegs plausiblen Grund? Wo bleibt das heilig gesprochene Prinzip von der „stärkeren Belastung der stärkeren Schültern“? Fast scheint es, als ob in dieser Bestimmung die ganze Mäßigung der besteuerten Klasse zum Ausdruck gebracht werden sollte: der Tote soll wenigstens in seinen Kindern dafür gestraft werden, daß er es bei Lebzeiten zum wohlhabenden oder gar zum reichen Mann gebracht hat. Schon dieser Fall zeigte, daß die Nachlasssteuer als ungerecht zu verworfen und durch eine Erbansfallsteuer zu ersetzen war. Da aber dann die Zahl der steuerfreien Nachlässe (unter zwanzigtausend) enorm vermehrt und die Steuer ziemlich unerträglich sein würde, so muß jeder Erbtheil, auch die kleinen (vielleicht mit Ausnahme der kleinsten, unter zweitausend Mark) steuerpflichtig gemacht werden. Wäre es wirklich so unerträglich, wenn der Erbe eines Nachlasses von zweitausend Mark davon zwanzig Steuer bezahlen müßte? Nur dem mächtigen Schutze des Deutschen Reiches, heißt es, habe der Erblasser zu danken gehabt, daß er es zu einem Vermögen gebracht habe. Gut! Aber warum bliebe dann bis zu zwanzigtausend Mark alles steuerfrei? Sind diese kleinen Vermögen nicht auch unter dem Schutz des Reiches angehäuft worden? In demselben Atem, in dem man nach einer „Besitzsteuer“ schreit, fügt man hinzu, daß Beste an dieser Besitzsteuer sei, daß neunzig Prozent aller Besitzenden sie nicht zu zahlen brauchen. Und dann: die Steuer ist progressiv. Warum? Macht der reiche Mann höhere Güthen als der kleine Rentner? Sie beginnt mit dem winzigen Satz von einhalb Prozent und steigert sich in scharfer Progression bis zu dem unerträglich hohen Satz von drei Prozent. Und selbst Dieses nur vorläufig! Wie die Steuer häufig sein wird, wer gar nichts, wer wenig, wer viel, wer vielleicht bis zu neunundneunzig Prozent zu zahlen haben wird; Das bestimmt in seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit und seiner Selbstlosigkeit (genau wie in Altgriechenland) eine Art Scherbengericht, dessen Mehrheit aus Besitzlosen oder beinahe Besitzlosen besteht. Es ist doch wohl klar, daß die Nachlasssteuer nicht lange unverändert bleiben wird. Bei jeder Reichstagswahl wird sie den Hauptlöder zum Stimmensang abgeben; jeder Reichstagskandidat wird den Rivalen im dem Versprechen zu überbieten suchen, die steuerfreie Grenze hinauszuschieben und „die starken Schultern“ noch mehr zu beladen. Und wer wird den Sieg aus diesem Wettbewerb davontragen? Die Partei, die an dem Fortbestehen

der Gesellschaftsordnung und der jetzigen Staatsform kein Interesse hat, deren Zusammenbruch sie nicht nur nicht verhindern, im Gegenteil herbeiführen will; die Sozialdemokratie. Ungemein naiv sind die Politiker, die sich der Hoffnung hingeben, man könne mit dieser „echt sozialistischen“ Nachlasssteuer der Sozialdemokratie das Wasser abgraben. Im Gegenteil: Hunderttausende und Millionen, die heute gar nicht daran denken, dem Sozialdemokraten ihre Stimme zu geben, werden es fünftig thun, und zwar in wohlverstandenem eigenen Interesse: die Sozialdemokratie, heißts dann, ist zwar für eine Expropriation der großen Vermögen, aber auch für die Abschaffung der Zölle und der indirekten Steuern, also für die Verbilligung der Lebensmittel; kurz für Alles, was auch dem Mittelstand erwünscht wäre.

Schon jetzt benutzen die Herren Abgeordneten die Erbansallsteuer, um sich bei der breiten Wählermasse beliebt zu machen; daraus kann man schließen, wissen man sich für die Zukunft zu verzeihen hat. Der nationalliberale Abgeordnete Dr. Osann will die Nachlässe erst von 50 000 Mark an versteuert wissen; dem Centrumabgeordneten Bachem ist der Höchstzins von 3 Prozent noch lange nicht hoch genug; und der freisinnige Abgeordnete Müller-Weiningen hat eine Erbschaftsteuer ausgedacht, die dem rabbiolatesten Sozialdemokraten zur Ehre gereichen würde. Wenn es nach Herrn Müller ginge, blieben Erbansälle an Ehegatten und Kinder bis zu hunderttausend Mark völlig steuerfrei; von da ab soll die Steuer 1 bis 2 Prozent betragen, dann von Großeltern auf Enkel bis zu 4 Prozent, von Onkel auf Neffen bis zu zwanzig Prozent, von Großonkel auf Großneffen bis zu fünfzig Prozent und von entfernten Verwandten oder Nichtverwandten bis zu 62½ Prozent. Ratschlich ist Herr Müller-Weiningen auch dafür, dass der Staat die Nachlässe von Personen einzieht, die ohne Testament und ohne nahe Verwandte gestorben sind. Geschieht ihnen schon recht; warum haben sie nicht testamentarisch über ihren Nachlass verfügt? Denn Niemand denkt daran, das Testamentsrecht beschränken oder das Erbrecht aufheben zu wollen. Beileibe nicht! Wenn aber ein solcher Mann ein Testament macht und einen entfernten Verwandten zum Erben einsetzt, dann begnügt sich der Staat, nach dem Vorschlag des Herrn Müller, mit nur 62½ Prozent. Kann man da noch leugnen, dass es auf eine Aufhebung des Erbrechts, auf eine Vermögenskommission abgesehen ist? Die paar Stimmen der Reichen fallen eben nicht ins Gewicht; also sind sie vogelfrei. Dass auch der Reiche Anspruch auf Gerechtigkeit und Schutz seines Eigentums hat, ist eine längst überwundene Ansicht. Nur auf den Weißfall der Menge kommt es an.

Man wird einwenden, ganz souverän sei das Proletariat noch nicht; die Regierung habe auch noch etwas zu sagen und nichts könne bei uns Geheg werden, was nicht die Billigung des Bundesrates finde. Ach ja! Das ist richtig! Aber wer zweifelt daran, dass in fünf bis zehn Jahren die Finanznot wieder so groß sein wird wie heute? Dann muss die Regierung das Geld nehmen, wo sie es kriegt, und der stark sozialistisch besetzte Reichstag wird es ihr nur unter der Bedingung bewilligen, dass die Reichen noch mehr geschöpft werden, als sie es bereits sind.

Ein widriges Schauspiel bieten die Herren Professoren, die Bildner unserer Jugend. Sie weisen uns die Erinnerung an den berüchtigten General Custine. Als Der im Jahre 1792 an der Spitze seiner Sanktuaristen von Mainz gegen Frankfurt gezogen kam, um die Stadt zu branden, erließ er eine schwungvolle Proklamation an die Einwohner und sagte darin, sie möchten keine Angst haben,

er främme ihnen kein Härtchen; seine Parole sei „Friede den Hütten und Krieg den Palästen“; und er forderte die ärmeren Bürger auf, mit ihm vereint ihre reicheren Mitbürger auszuplündern. Es wird für immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte Frankfurts bleiben, daß die Bürger den Lockungen des Generals widerstanden. Sie erklärt sich solidarisch, erlegten gemeinsam die schwere Kriegskontribution und befreiten die Geiseln. Was General Custine damals gethan hat, thun heute die Professoren. Ist es nicht eine Frivolität, wenn diese Herren den Bauern zutrauen, sie könnten gar nicht begreifen, weshalb sie sich so sehr gegen die Nachlaßsteuer sträubten: neunzig Prozent von ihnen gingen ja frei aus, nur den großen Gutsbesitzern wolle man an den Geldsack; warum sie denn für diese paar Leute die heißen Rostanien aus dem Feuer holen wollten. Die Bauern verdienen Lob, nicht Tadel für ihr Solidaritätsgefühl. Außerdem unterschätzen die gelehrten Herren die Klugheit der Bauern: selbst der dümmste Bauer ist noch klug genug, um schnell zu begreifen, daß, wenn er auch vorläufig von der Steuer verschont bleiben soll, das Reich nicht dauernd auf die Nachlaßsteuer aus den kleinen Vermögen verzichten kann, eben so wenig wie die Einzelstaaten auf die Einkommensteuer aus dem kleinen Einkommen bis zu dreitausend Mark verzichten könnten, die, trotz dem geringen prozentualen Steuersatz, vierunddreißig Prozent des Gesamtbetrages der Einkommensteuer aufbringt. Der Bauer weiß, daß auch für ihn die Stunde schlagen wird, wo er zahlen muß, und daß er dann nicht, wie Andere, nicht an die Scholle Gebundene mit seiner Habe ins Ausland flüchten kann. Freilich: daß er gar nichts zahlen will, ist nicht häßlich von ihm.

Was müßte nun die Folge sein, wenn die Regierungsvorlage Gesetz würde?

1. Die Einwanderung reicher Fremder wird aufhören. Man halte Umschau in den größeren Städten Deutschlands, wie Berlin, Hamburg, Dresden, Frankfurt Wiesbaden, Freiburg, München. Überall findet man eine große Anzahl reicher, zum Theil sehr reicher Leute, die ihr Vermögen im Ausland erworben und sich in diesen deutschen Städten dann zur Ruhe gesetzt haben. Niemand glaubt wohl, daß künftig viele Leute so thöricht sein werden, sich in einem Staat niederzulassen, wo „eine Mehrheit von Besieglosen die Herrschaft über ihr Portemonnaie hat“.

2. Die mobilen Vermögen werden in die Banken des Auslandes getragen werden, weil man sie vor den Fingern des deutschen Fiskus sichern will. Das ist einfach ein Gebot der Vorsicht. Denn wenn man schon jetzt, mitten im Frieden, vor einer ungerechten Behandlung der Reichen nicht zurückdrückt: um wie viel weniger wird man in der Zeit der Noth, vor Ausbruch eines Krieges oder gar, wenn der Feind im Land steht, thun? Der Reiche darf dann gewiß nicht auf Schonung rechnen: ihm wird man einen großen Theil seines Vermögens wegnehmen. Darum wird schon jetzt gut Mancher dahin streben, sich reisefertig zu machen, so wenig Geld wie möglich in Immobilien anlegen, keine Hypotheken aufzuleihen, die ausgeliehenen fändigen und sein zum größten Theil aus Wertpapieren bestehendes Vermögen in den ersten Banken des Auslandes in Sicherheit bringen.

3. Die Steuerhinterziehung wird sedlich blühen. Brutaler Gewalt gegenüber bleibt dem Bedrohten nur Flucht und Betrug als Vertheidigungsmittel; er handelt in der Nothwehr. Für das bewegliche Vermögen wird es nicht schwer sein, sich der ungerechten Besieglerung zu entziehen.

4. Die reichen Leute werden auswandern. Nicht alle; viele werden bleiben,

namentlich solche, die durch Immobilienbesitz an die Scholle gefesselt sind oder lohnende Berufe treiben. Auswanderer werden besonders Rentner, also gerade Leute, die für Staat und Kommunen sehr angenehme Bürger sind, da sie keines Gewerb schmälern und Geld unter die Leute bringen. Die Auswanderung hat schon begonnen; unter dem Druck der progressiven Kommunalabgaben. Die Ausgewanderten wurden in anderen Ländern mit offenen Armen aufgenommen; einzelne Kantone der Schweiz haben ihnen zehnjährige Steuerfreiheit garantiert. Immer wieder muß betont werden: Vor einer einheitlichen Steuer, möge sie noch so hoch sein, würde Niemand die Flucht ergreifen; nur die progressive Steuer wird als unerträglich empfunden und erregt Furcht vor ihrer fäustigen, noch rückerinnernden Ausgestaltung. Vergiebt aber nur ein kleiner Theil der reichen Leute ins Ausland, so wird der ganze Nutzen, den die Progression bringen soll, aufgehoben.

5. Die Wohlthätigkeit wird eingeschränkt werden. Nur gemeiner Unrat kann sagen, untere reichen Leute seien ihrer sozialen Pflichten nicht eingeben. Auch der Durchschnittsmillionär gibt für Wohlthätigkeitzwecke heutzutage sehr viel aus. Das wird anders werden. Ein reicher Mann sagte mir neulich: „Wich läßt die Steuersache einstweilen fall. Den Betrag, den die neue Steuer mir abpressen will, werde ich eben der Wohlthätigkeit entziehen. Und im schlimmsten Fall ist ja die Grenze nicht weit.“ Das ist ein beachtenswertes Symptom.

6. Die reichen Leute werden sich organisieren. Da sie völlig schlaglos der Willkür des Proletariates preisgegeben sind und an Regierung oder Volksvertretung keinen Rückhalt haben, ist Dies ihr einziges Schutzmittel. Die Forderung der Organisation wird lauten: „Abschaffung aller progressiven Steuern.“ Nachdruck können sie ihrer Forderung verleihen durch gemeinsame zeitweilige Sichtung der Wohlthätigkeit und durch die Boykottierung deutscher Anlagenwerthe.

Die reichen Leute unter einen Hut zu bringen, dürfte nicht allzu schwer sein; zumal es ihrer recht wenige giebt und die Erbitterung über die Art, wie man mit ihnen umspringt, groß ist. In Preußen leben 12 025 Personen mit einem Vermögen von $\frac{1}{2}$ bis 1 Million Mark, 5294 mit 1 bis 2 Millionen und 3083 mit mehr als 2 Millionen. Die Zahl der „reichen Leute“ in Preußen beträgt also nur 20 402; zum Erbarmen wenig, wenn man England in Vergleich zieht, wo man im Jahr 1901 allein 789 187 Rentner zählte (darunter 455 377 aus „ererbtem Besitz“). Wer das theure Leben in England kennt, wird wohl nicht in der Annahme, daß die meisten dieser Rentner mehr als zwanzigtausend Mark Rente haben werden. Hierzu kommt noch die riesige Zahl der reichen Engländer, die einen Beruf haben. Reiche Leute sind also in Preußen verhältnismäßig rar. Um so unverständlicher ist der Wunsch, diesen Wenigen die Hauptlasten des Staates aufzupaden, damit Andere frei oder fast frei ausgehen, und wahren Bürger ihre Vaterland zu verleidern, bis sie ans Auswandern denken!]

Und warum das Alles? Man führe eine einheitliche Erbansallsteuer von 1 Prozent ein, unter Freilassung der kleinen Erbschaften unter zweitausend Mark, und verbürge durch die Reichsverfassung, daß diese Steuer niemals progressiv machen kann. Sie würde viel Geld einbringen, nicht allzu schwer zu tragen sein, ließe das Gefühl, ungerecht behandelt zu werden, nicht auftreten, und würde angstliche Gemüther auch über die Zukunft beruhigen.

Frankfurt a. M.

Rudolf Stern.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulricus.
Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



Einheitspreis

M. 12.50

Luxusausführung

M. 16.50

MURATTI

Salamander

Schuhges. m. b. H.

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182,

Stuttgart — Wien I — Zürich.



Nun ergibt in jeder Bueschenbrust
der junge Mai die Wanderlust
Zieh aus ins grüne Feld!

Wir wünsch' da keiner wandern
In deinen Salamandern
Wohl durch die weite Welt!

D-Züge

Berlin-München
bis

Rudolstadt

Wegen Wagenfahrt
(1½ Stunde) durch
das Schwarzatal
drahlt:

Huebner,
Schwarzburg



GRIECHISCHE
HAUTPFLEGE



Prof. Dr. Schleich's

hygienische und kosmetische Präparate.
Zur Haut- u. Schönheits-
pflege unübertrefflich.
Für die Kinderstube unentbehrlich.

Wachspasta Dose von Mk. 1,30 an.

Wachspasta-Seife per Stück. Mk. L—
Haushaltungssachung 6 Stück. Mk. 2.70

Kosmet. Hautcrème Tube 60 Pf. u. 1.— Mk.

Wachsmarmor-Seife

½ Kilo 80 Pf., 1 Kilo Mk. 1,50 und Mk. 1,75.
Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Berliner-Theater-Anzeigen**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr.

Die oberen ZehntausendOperette in 3 Akten nach einer Idee des
Victorien Sardou v. Julius Freund.

Musik von Gustav Kerker.

Im Scene gesetzt von Dir. Rich. Schultz.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

**Größtes Café der Residenz
Sehenswert.****Schockethal bei Cassel**

Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Erfolg. Entzück. sehr geschützt. Lage. Zeitig. Frühling, müdig. Sommertemp. Prospekt gratis. Tel. 181 auf Cassel. Dr. Schaumüffel.

**Literarischen
Erfolg**

ermöglicht bek. Buchverlag. Übernimmt lit. Werke aller Art im Kostenbetrag. Günstigste Bedingungen. Angebote unter Z. J. 88. an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

**INTERNATIONALE PHOTOGRAPHISCHE AUSSTELLUNG****DRESDEN 1909**

Ausstellungspalast * Mai-Oktober

Kunst- und wissenschaftliche Photographie. Reproduktionstechnik. Industrie. Sonderausstellung für Länder- und Völkerkunde. Sternwarte und Körnische Fernphotographie in Betrieb. Brieftauben-Photographie. Vorführungen für Belehrung und Unterhaltung. Vergnügungspark. Tombola.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerrichteten
Jägerstr. 63a „Moulin rouge“Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend**Verfasser**

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlaget hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbüro (Curt Wigand).**Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin***Elegantes Familien-Restaurant.*

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Düst. milde Wassercurer, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterbäder, behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ausspeckende und Geisteskranken.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**

Hotel
ATLANTIK
 Hamburg

*Eröffnet
am
3. Mai*

3 Minuten vom Hauptbahnhofe in unvergleichlicher Lage an der Außen-Alster.
 250 Zimmer von 4.- an 100 Privatbäder, fliessendes Wasser u. Posttelefon im Zimmer.
 Gesellschaftsräume in jeder Größe, Grill, Konferenzzimmer.
 Festsäle bis zu 500 Personen Halle, Amer. Bar.



Hermann Lübeck

Auszug

aus dem in dem Berliner Börsen-Courier und der Berliner Börsen-Zeitung vom 5. Mai ds. Js., Abend-Ausgabe veröffentlichten Prospekt über

nom. M. 6250 000.— Aktien

der

Lichtenberger Terrain Aktiengesellschaft in Berlin

Die Aktiengesellschaft in Firma Lichtenberger Terrain Aktiengesellschaft wurde am 21. Mai 1907 mit dem Sitz in Berlin errichtet.

Gegenstand des Unternehmens ist der Erwerb, die Verwaltung und Verwertung von Grundstücken, insbesondere in Lichtenberg und anderen Vororten von Berlin. Die Gesellschaft ist befugt, ihre Grundstücke im ganzen oder in Parzellen zu verwerben, insbesondere zu verkaufen, Straßen, Baulichkeiten und sonstige Anlagen herzustellen, Kredite in Anspruch zu nehmen und zu gewähren, Anlagen, welche nach dem Ermessen des Vorstandes und Aufsichtsrats ihre Zwecke fördern, zu begründen und einzurichten, oder sich an solchen zu beteiligen.

Die Dauer der Gesellschaft ist auf eine bestimmte Zeit nicht beschränkt.

Das Grundkapital betrug bei Gründung der Gesellschaft M. 30.000.— Durch Beschluss der außerordentlichen Generalversammlung vom 15. Juli 1907 wurde das Grundkapital um M. 6.200.000.— erhöht.

Die Erhöhung des Aktienkapitals erfolgte zum Zwecke der Durchführung des in derselben Generalversammlung vom 15. Juli 1907 beschlossenen Fusionsvertrages mit der Berlin-Lichtenberger Terrain-Aktiengesellschaft in Liqu. wonach letztere Gesellschaft ihr Vermögen mit allen Aktiven und Passiven als Ganzes an die Lichtenberger Terrain Aktiengesellschaft übertrug.

Den Aktionären der Berlin-Lichtenberger Terrain-Aktiengesellschaft in Liqu. wurden gegen je 1 Aktie ihrer Gesellschaft 6 Aktien à nom. M. 1000.— der Lichtenberger Terrain Aktiengesellschaft gewährt.

Das Grundkapital der Lichtenberger Terrain Aktiengesellschaft beträgt demnach M. 6.250.000.— und ist eingeteilt in 6250 auf den Inhaber lautende Aktien über je M. 1000.—, welche sämtlich untereinander gleichberechtigt sind.

Zurzeit bilden den Vorstand Herr Julius Jamtzen und Herr Hugo Bloch zu Berlin.

Der Aufsichtsrat besteht zurzeit aus folgenden Herren: Generalkonsul Eugen Landau, Vorsitzender, Konsul N. Dorn, stellvertretender Vorsitzender, Rentier Carl Brettwasser, Geh. Kommerzienrat Georg Fromberg, Bankdirektor Carl Harter, Geh. Justizrat Maximilian Kempner, Regierungsrat Dr. Ernst Magnus, Bankier Oscar Neike, Bankier Max Schlesinger, sämtlich in Berlin.

Die Generalversammlungen werden, falls der Aufsichtsrat nichts anderes bestimmt, in Berlin abgehalten.

Die Auszahlung der Dividende erfolgt kostenfrei bei der Gesellschaftskasse, der Commerz- und Disconto-Bank, Berlin und Hamburg, und dem Bankhause Abraham Schlesinger, Berlin, woselbst auch kostenfrei neue Gewinnanteilscheine erhoben, Bezugsrechte ausgeübt, Aktien zur Teilnahme an den Generalversammlungen hinterlegt, sowie alle sonstigen von den Generalversammlungen beschlossenen, die Aktienkunden betreffenden Massnahmen bewirkt werden können.

Alle Bekanntmachungen der Gesellschaft erfolgen rechtsgültig durch einmalige Veröffentlichung im Deutschen Reichs- und Königlich Preussischen Staatsanzeiger, soweit nicht das Gesetz eine häufigere Bekanntmachung vorschreibt. Außerdem werden Bekanntmachungen, welche die Aktien betreffen, in zwei in Berlin erscheinenden Tageszeitungen zum Abdruck gebracht.

Die in der Generalversammlung vom 3. April 1909 genehmigte Bilanz nebst Gewinn- und Verlustrechnung der Lichtenberger Terrain Aktiengesellschaft per 31. Dezember 1908 stellt sich wie folgt:

848

Bilanz per 31. Dezember 1908.

Dasgupta

	N	A		N	A
Terrain-Conto.....	5 317 820	02	Aktien-Kapital-Conto.....	5 250 000	-
Hypotheken-Conto.....			Reservefonds.....	68 000	-
Nom. M. 260 000,- I. Stellen			Hypotheken-Reservefonds.....	85 000	-
- 1 206 776,35 II. -			Reserve-Conto für Tastlöhne-An-		
M. 1 400 76,35 zu Buche			spüche.....	406 777	45
stehend mit.....	1 319 277	45	Kreditoren.....	67 653	94
Kassa-Conto.....			Baugeld-Kreditoren.....	863 984	-
Baukugelhaften.....			Häuser-Hypotheken-Conto.....	190 600	-
Debitoren.....			Aval-Conto.....	101 600	-
Baugeld-Debitoren.....			Gewinn- und Verlust-Conto.....	103 307	28
Effekten.....					
Hypotheken- u. Beteiligungs-Conto.....					
Monbijou Grunderwerbsgesell- schaft M. 265 000,- zu Buche					
stehend mit.....	165 000	-			
Inventar-Conto.....		1			
Häuser-Conto.....		246 654	10		
Hypotheken- und Effekten-Aval- Conto.....		101 600	-		
	1 319 277	45			
	1 319 277	45			
	1 319 277	45			

501

Gewinn- und Verlust-Conto.

Haben.

Handlungs-Umkosten-Konto	41 283	63	Vortrag	50 320	56
Steuern-Konto	22 240	36	Terrain-Verkaufs-Konto	77 867	61
Provisions-Konto	3 068	50	Zinsen-Konto	41 801	30
Gewinn					
Vortrag 1. Jan. 1908 M.	50 320,86				
Reingewinn pro 1908	53 076,42				
	103 397	28			
	103 397	28			

Der Terrainbesitz der Lichtenberger Terrain Aktiengesellschaft per 31. Dezember 1908 umfaßt einen Flächeninhalt von 19 456,90 QM, netto Baugeland.

Die Terrains der Gesellschaft liegen im Gemeindebezirk der Stadt Lichtenberg und werden von der Bürgerheimstrasse im Westen, der Krimhildstrasse im Osten, der Frankfurter Chaussee im Süden und der Strasse 3 im Norden begrenzt und von 11 Strassen durchschnitten; außerdem befinden sich auf dem Gelände zwei Plätze. Der Bebauungsplan ist festgesetzt. Das Terrain ist eingeteilt in 25 Baublöcke. Für das Gelände gelten die Bestimmungen der Baupolizeiordnung für die Vororte von Berlin und zwar Bauklasse I, d. h. geschlossene Bauweise mit Erdgeschoss und drei Stockwerken.

An Verkehrsverbindungen sind vorhanden verschiedene elektrische Straßenbahnenlinien, die Stadt- und Ringbahn vom Bahnhof Frankfurter Allee und vom Bahnhof Lichtenberg-Friedrichsfelde aus. — Die Beleuchtung wird durch das Gaswerk, die Wasserversorgung durch das Wasserwerk der Stadt Lichtenberg bewirkt, außerdem ist ein Elektrizitätswerk von der Stadt Lichtenberg angelegt, welches die nötige Kraft für Beleuchtungs- und Energiezwecke liefert.

Im Jahre 1908 wurden von der Gesellschaft 338 QR. und seit dem 1. Januar 1909 641,24 QR. verkauft.

Berlin, im Mai 1939.

Lichtenberger Terrain Aktiengesellschaft.

Janzen

Bloch

now. M. 6 250 000.— Aktiem.

det

Lichtenberger Terrain Aktiengesellschaft in Berlin

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden und werden von uns in den Verkehr gebracht.

Berlin, im Mai 1909.

Commerz- und Disconto-Bank. Abraham Schlesinger.

„Welt-Detektiv“

Preiss Berlin 75, Leipzigerstr. 107 Cl.
Ecke Friedrichstrasse, Tel. I, 3571.
Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vor-
kommenissen und Privatsachen. **Überall!**
Auskünfte über Vorleben, Lebens-
weise, Ruf, Charakter,
Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von
Personen an allen Plätzen des Erde. Diskret.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 60 Pf.

Hetaera-Hand-Krema
nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Allen Krebs-, Leber- etc. Leidenden zum Troste erschien im unter-
zeichneten Verlage.

Innere Heilkunst

von prakt. Arzt E. Schlegel.

Wichtig für Magen-, Leber- und Gallensteineleidende, bei Blähverhüchten, inneren und
äußeren Geschwüsten, Neubildungen und Wucherungen, oder wo man aus anderen
Gründen einer Blutreinigung bedarf.

Prospekt gratis u. franko durch Verlag Rosenzweig, Berlin-Halensee No. 123.

mit R. 813

Siedlung & Belgard

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 41 vis-à-vis Hotel Esplanade.

Salon eleganter Pariser Toiletten

mit R. 813

Chiemsee-Sanatorium

bei Prien

Tour: München-Salzburg.

Haus L. Rang, i. physik.-dilat. Therapie,
Spezialbehandl. v. Hals-, Nasen-
Brustleiden, Asthma, (ausgeschl. Tuberkuose u. Anstoss erreg. Leiden).
Herrliche geschützte Lage gegenüber
dem Kgl. Schlosse Herren-Chiemsee,
an Wald, See u. Hochgebirge. 540 M.
u. d. M. Rasen-, Berg- u. Wassersport.
Floummasse dauer u. elektr. Einrichtungen. Inhalatorien, Röntgen-
laborat. 3000 qm gr. See-Badebassin, Luft- u. Sonnenbäder, Gym-
nastik, Massage, (für Frauenkrank Thure-Brandt-Mass.) Dilatoren
für Nerven- u. Stoffwechselkrank. Alter Komfort. Beste Ge-
legenheit, die Kur mit einer Reise nach Tirol, bayr. Alpen zu ver-
binden. Dir. Arzt Dr. Dietrich.

Prospekt-Album frei.

Wegen des milden, voralp. Klimas zu Frühjahrskuren,
z. Nachkur u. f. Erholungsbedürftige besond. geeignet.

Bad

Jlt. Führer, Wohnungsbuch
mit allen Preisen, Brunnens-
brochüre frei durch
Herzogl. Badekommissariat
Kurstadt 15. Mai bis 15. Oktbr.

Gebirgsluftkurort und Solbad.

Mehr als Silber und Gold hebt Kredos heilige
Quelle aus der Tiefe empor, das Schatz der Schätze:
Genesung!

Harzburg.

Cabinet-Comet

Graeger-Sect

Gold & Silver
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen

Carl Graeger

Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Franz Hermann
Meissner:

Zu haben in jeder Buchhandlung

Neu!

Moderne Menschens

Ein
Berliner Roman

Mit hinreissender Erzählungskunst schildert Meissner den Lebenskampf eines aus tiefster Armut sich zu blühendem Reichtum empor-schwingenden Mannes, der als moderner Mensch seine überlegene Kraft in den Dienst der Allgemeinheit stellt. Auch das Liebesleben führt ihn zu immer edleren Höhen. Über diese Szenen, in denen Frauengestalten aus Berliner Kreisen mit sicherer Gestaltungskraft gezeichnet sind, ist ein Reiz hoher Poesie gebreitet. So wohnt dem gross angelegten Roman zugleich ein kulturhistorischer und erzieherischer Wert inne.

Preis 4 M., geb. 5 M.

Verlag von Rich. Bong, Berlin W. 57

F. Butzke & Co. Aktiengesellschaft für Metall- Industrie.

Bilanz am 31. Dezember 1908.

Aktiva.	ℳ	ℳ
Grundstück- u. Gebäude-Conto ...	1 403 000	—
Maschinen- und Werkzeug-Conto ...	308 000	—
Accumulatorium und Lichtleistungs- Conto	35 000	—
Modell-Conto	50 000	—
Utensilien-Conto	39 000	—
Patent-Conto	19 000	—
Musterbücher-Conto	15 000	—
Cassa-Conto	24 778 49	—
Wechsel-Conto	29 161 03	—
Avsl-Conto	10 000	—
Effekten-Conto	180 442 04	—
Conto-Correnti-Conto	1 185 821 84	—
Waren-Conto	1 414 000	—
	1 713 203 42	—

Passiva.	ℳ	ℳ
Aktienkapital-Conto	3 000 000	—
Hypotheken-Conto	800 000	—
Reservefonds-Conto	300 000	—
Dispositionsfonds-Conto	40 000	—
Reserve f. Berufsgenossenschaft	7 000	—
Dividenden-Conto	1 000	—
Kautions-Conto	10 000	—
Arbeiter-Unterstützungsfds.-Conto	25 777 30	—
Beamten-Unterstützungsfds.-Conto	23 470	—
Conto-Correnti-Conto	258 529 13	—
Gewinn- und Verlust-Conto	249 346 99	—
	1 713 203 42	—

Die Dividende gelangt mit 6% — Mark 65.— pro Aktie an unserer Geschäftsstelle, Ritterstraße 12, bei der Dresdner Bank, bei dem Herren C. Schlesinger-Trier & Co., Comm.-Ges. auf Aktien in Berlin, sowie bei den Herren Magnus & Friedmann in Hamburg sofort zur Auszahlung.

Bilanz-Conto per 31. Dezember 1908.

Aktiva.	ℳ	ℳ
Geundstücks-Conto	3 348 116	64
Strassen-Regul.-Conto	723 328	88
Erfolgen	11 365	—
Aktiv-Hyp.-Conto	474 212	20
Beteil. a. d. Teltower Industriebank		
G. m. b. H., voll eingez.	90 000	—
Inventar-Conto	1	—
Debitores	3 074	10
Cassa	7 025	10
Kautions-Conto	61	—
Gewinn- und Verlust-Conto	272 038	85
	1 929 211	80

Passiva.	ℳ	ℳ
Aktion-Kapital	3 000 000	—
Hypothekenschulden	863 000	—
Kreditoren	954 258	80
Strassen-Regul.-Reserve	101 943	—
	4 929 211	80

Berlin, den 7. Mai 1909

Teltower Boden-Aktiengesellschaft.

Fritz Schmidt Albrecht Stolle

Hotel Atlantik in Hamburg.

Der Prunk der Hotels ist ein Massstab der Kultur der Städte. Der Zug der Zeit drängt nicht nur nach Bequemlichkeit, sondern das Auge des modernen Menschen hat auch ein ungeheures Lichtbedürfnis, eine erhöhte Freude an Farben und Schmuck, eine Genugtuung an stolzer Architektur, an schönen Linsenführung und an klassischen Formen. Der Geschmack des Künstlers schafft heute unter stein, in dem Harmonie und Eleganz herrschen sollen. Und weil wir in der Fremde, dann wollen wir unsere häusliche Behaglichkeit nicht gerne missen, nicht gern des Genusses beraubt sein, den trauliche Zimmer, schmucke Möbel, weiche Teppiche und diskrete, vornehme Tapeten bieten. Der Verfeinerung der Sinne gerecht zu werden, war das Motiv, das die Berliner Hotelgesellschaft leitete, als sie in der alten Hansstadt an der Alster das Hotel Atlantik erbaute. In seiner imposanten Kolossalität, die doch alle Gesetze architektonischer Symmetrie und Zielfleiß berücksichtigt, gehalten in blendendes Weiss und blinkendes Gold, esfüllt von Schönheit und wohliger Kolorit, ausgestattet mit allen Errungenschaften der jüngsten Wohnungstechnik, ist Hotel Atlantik der Stolz Hamburgs geworden — schon in den wenigen Tagen, da der weithin sichtbare, ob der Alster gewinnt in die Höhe strebende Bau seiner Bestimmung übergeben ist.

Die Pracht eines Hotels zeigt den Hochstand der Sitten einer Stadt. In das alte reiche Senatorenemporium dürfte nur ein Schmuckstück eben vom Wert und von der Schönheit des Hotel Atlantik gesetzt werden, in dem die Bestimmung ruht, ein Wahrzeichen der freien Hansastadt zu werden. Wirkungsvoll in der Gesamtheit, voll Eindrucks in jedem Detail, ein hervorragendes Denkmal deutscher Baukunst, deutschen Kunstgewerblichen Fleisses und deutschen Kulturlöschrittes, wird Hotel Atlantik zu einer Sehenswürdigkeit, und wenn der Weltreisende die aus Stein und Quadern erbauten Schönheiten von Berlin, Paris, London, Wien, Rom und New-York nennt, wird in dieser Aufzählung das Hamburger Hotel Atlantik nicht fehlen dürfen. Dem Alsterdörfel ist eine neue Perle eingefügt, die dem Stadtbild Hamburgs neue Eigenart und neuen Reiz verleiht.

Die Bremer Architekten Weißmann & Fröhlich führten den Grundriss und Rohbau des Hotels aus, dessen Vollendung Meister wie Bosswau & Knauer anvertraut war. Die Innenausbau besorgten Namen wie Gebrüder Lasser, Schneider & Hanau, und Pössenbacher, und diese Künstler ergänzten einander in köstlichen Ideen, im Raffinement des Geschmackes und in der Originalität der Erfindung. Linie an Linie reiht sich zur edelsten Totalität, in der dennoch Schlichtheit und Anmut nicht fehlen. Wie aus einem einzigen Guss erstand das Werk, und nicht eine der tausend und tausend kleinen Bequemlichkeiten eines modernen Hotels fehlt. Ein so gewiegete Techniker wie Direktor Wilhelm Röthnick bereute die innere Einrichtung des Hauses, das im allerweitesten Ausmaße seinem Zwecke dient. Was der Gesellschaftsmensch der Oogenwart zu seinem leiblichen Wohl benötigt, was ihm die Stunden im eigenen Heim und im liebgewordenen Club zum Genusse macht, ist in dem er vereint im Hotel Atlantik, in den luxuriösen Zimmern und in jedem Nebenraume. Nicht einem aller Drei Beliebe zur Toilette und zur Hygiene wird die Mondaine vermissen, für jeden Wunsch, für jede Neigung ist in übereichem Masse gesorgt; für Geist und Leib steht alles zur Verfügung, ein vorzüglich geschultes Personal, die treffliche Küche, der beste Keller, Licht und Pflanzen, Malerei und Skulptur — kurz Hotel Atlantik ist ein Eden in Hamburg!

[A. W.]

■ Zur gefl. Beachtung! ■

Als wirklich zeitgemäße Neuerscheinung, als ein Werk, das jedem, der es liest, Stunden weihvolsten Genusses bereitet, verdient allgemeine Beachtung das soeben im Verlage Vita in Berlin erschienene Sammelwerk *Der Weg der Menschheit* v. Conrad Alberti. Es umfasst drei starke Bände mit ca. 1500 Seiten Text und vereinigt, indem es die bedeutsamsten Partien aus den Schöpfungen der Geisteshelden aller Völker und Zeiten aneinanderreihet, eine Weltgeschichte, eine Literaturgeschichte und eine Kulturgeschichte. Dies mit enormem Wissen und jahrlangem Fleisse zusammengetragene Werk bietet in seiner vollendeten Darstellungsweise einen Ersatz für eine ganze Bibliothek schwer zugänglicher und teurer Bücher und sollte deshalb in den Besitz jedes Bilddeten gelangen; zur Lektüre wie zum Nachschlagen ist es gleich vorzüglich. Durch monatliche Abonnementszahlungen von 3 Mark, die die Buchhandlung von Hermann Meusser in Berlin, Sieglitzerstr. 58 gewährt, wird das in drei eleganten Leinwandbänden insgesamt 20 Mark kostende Werk jedermann zugänglich gemacht. Wir empfehlen deshalb den der heutigen Nummer beigefteten Prospekt der aufmerksamen Beachtung unserer Leser.

Ferner liegt dieser Nummer ein Prospekt bei, welcher das Erscheinen einer ersten ungenügenden Ausgabe von „Swift, Gullivers Reisen in mehrere fernere Länder der Welt“ (Erich Reiss, Verlag, Berlin-Westend) ankündigt. Auch diesem Prospekt unsere werten Leser einer freundlichen Beachtung unterziehen zu wollen.

■ Die sexuelle Not. ■

Als der Prinzess Eulenburg verhandelt wurde, schrie die Welt auf vor Entsetzen. Wie ist es möglich, fragte man, dass sich menschlicher Utrieb so verirren kann? Auf diese Frage und auf alle anderen, die damit zusammenhängen, gibt das Buch „Die sexuelle Not“ von Dr. Fritz Wittels (Preis M. 4.—, geb. M. 5,50) Auskunft; denn die Affäre Eulenburg ist ja nur ein kleiner Spezialfall im dem ungeheuren Leidensgebiet, auf dem die sexuelle Not schier unbesiegbar herrscht.

Der Grundgedanke des Wittels'schen Werkes ist eine Entdeckung, nämlich die Erkenntnung, dass es eine sexuelle Not gibt, so gut wie es eine soziale Not gibt. Die soziale Not kennt jeder, sie wird unaufhörlich öffentlich diskutiert, aber von der sexuellen Not spricht man nicht, weil man sich ihrer schämt. An aufklärender Wirkung wird „Die sexuelle Not“ nicht hinter der Kraft-Ebbing'schen „Psychopathia sexualis“ zurückstehen.

Ausführlicher Prospekt, gratis und franko durch
Buchhandlung L. Rosner, Wien I., Franzensring 16.



Westerland 25000 Besucher. **Sylt** Familienbad

Modernes Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlanger, sammelweicher, staubfreier Strand. Prospekte kostenlos durch die Badedirektion Westerland und durch alle Reisebüros und Eisenbahn-Auskunftsstellen.

Norddeutsche Eiswerke Aktien-Gesellschaft, Berlin.

Die Auszahlung der Dividende mit 5 pCs. für unsere Vorzugsaktien und 2½ pCs. für unsere Stammaktien erfolgt sofort durch die Bankhäuser Abel & Co., Behrenstr. 47, Burchhardt & Brock, Französischestr. 33, Brüder Bonte, Behrenstr. 20, und die Commerz- und Disconto-Bank, Charlottenstr. 47.

Berlin, den 5. Mai 1909.

Die Direktion.

In weitesten Kreisen bekannter Verlag

kaufst schnellst. u. bringt in geschmackvoll. Ausstatt. mit Erfolg Romane, Novellen, Gedichte heraus, trägt e. Teil d. Kosten. Coulamie Zahlungsbeding. Zuschr. E. K. 56. Berlin W. 110

Engelhardt's **Chasalla**

Normal- Stiefel

Q.R.Pat. 165545. 179971. 196721.



verhindern nicht allein
Senkung und
Plattfussbildungen
sondern überhaupt
alle Fussleiden
und halten bereits vorhandene.

Chasalla

Schuhges. m. b. H.

W., Leipziger Strasse 19
C., König-Strasse 22-24
W., Tauentzien-Strasse 19
Verlangen Sie Broschüre! P

Soeben erschien d. 2. Auflage von
Das Kamasutram
des Vatsyayana.

(Die Indische Liebeskunst).
A. d. Sanskrit. Übers. v. R. Schmidt.
500 Seiten, br. 12 M., Geb. 14 M.
Dasselbe **Liebhaber-Ausgabe** nur in
25 Exempl. gepr. 30 M., Perpetua. 30 M.
Inhalt: I. Abgr., Teil II. Ueb. d. Übungskunst. III. Der
Verkehr m. Mädchen. IV. Der Verlust d. Frau. V. E. Frau.
Frau. VI. D. Ehefrau. VII. S. Schmeichele.

Liebe und Ehe in Indien.

Von Riehl, Schmidt. 571 Seiten. 10 M., Geb.

11½ M., Lux.-Ausg. 20 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco.

II. Barsdorf, Berlin W. 30. Achtfarbengrav. 18 L.



D. Ziegelroth

früher Zehlendorf.

Krummhübel

Riesengebierge

Sanatorium

und Erholungsheim.



Ostertag
Über 25000 Kassen
geliefert.

Ostertag-Werke A.G.
Berlin SW. an der Kochstr.



Goerz-
Triéder - Binocles

beste Prismen-Ferngläser für
Theater, Reise, Rennen, Jagd,
Militär u. Marine, sowie andere
Gläser galileischer Konstruk-
tion mit bester Pariser Optik.

Goerz-
Anschütz-Cameras

sowie andere renommierte
Fabrikate. Neueste Modelle
aller modernen Camera-
Typen zu billigsten Preisen
gegen bequeme monatliche

Teilzahlung

Wir garantieren, jeden unseren Ausführungen nicht entsprechenden
Gegenstand anstandslos zurückzunehmen. Auf Wunsch ausführ-
liche Offeren und Fachmännische Beratung. Reich illustrierte
Preisliste 48,- C gratis und frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund
Breslau II u. Wien VI/2

Seine Freunde

od. sich selbst nach d. Handschrift charakterisiert zu sehen,
ist nicht nur hochinteressant, sond. auch sehr wichtig! —
Vertrauens-Spezialist für Gebildete seit 1890! Prospekt
gratis. P. Paul Liebe, Psychologe in Augsburg I. Z. Nach.



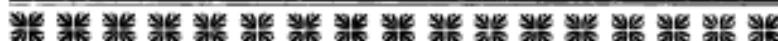
Die Inseraten-Annahme

für

„Die Zukunft“

befindet sich jetzt

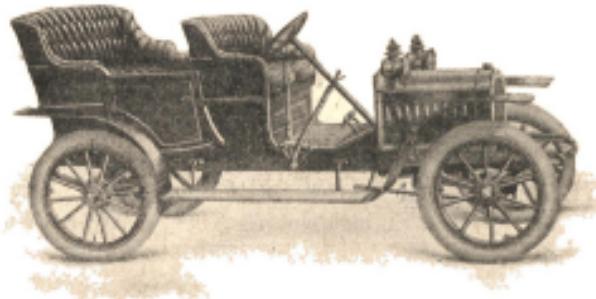
SW. 68, Kochstr. 13a.



Deutsche De Dion Bouton-Gesellschaft

G. m. b. H.

Mülhausen i. Els.



Die erste Marke
der Welt

Telephon No. 243.

Inseraten-
„Annahme für „Die Zukunft“ durch
die Anzeigenverwaltung (Alfred Weiner), Berlin SW 68, Kochstr. 13a, Fernspr. VI, 567.
sowie durch sämtliche Anzeigen-Expeditionen.

Mal-Kah

Cigaretten
vorzüglich!

Wer Geld an Aktien, Kuxen,
Bohranteilen od. dergl. **verloren hat**

od. zu verlieren befürchtet, wende sich zwecks Wiedererlangung od. Schutzes an das

Institut für Finanz und Rechtshilfe

Berlin W., Alvenslebenstr. 12 a, Ecke Bülowstrasse

Amt 6, 1794. Sprechstunden 9-10½. 4-8.

Schnellste, diskreteste und gewissenhafteste Erledigung. Nähere Auskünfte kostenlos.

„KANZLER“

beste deutsche Schnell-**Schreibmaschine**

Trägerin der **Meisterschaft von Deutschland**

(Verrungen im Wettkampf mit den ersten Marken der Welt)

6 Goldmedaillen!

16 Anschläge pro Sekunde! * 20 Durchschläge auf einmal! * Garantierte Zeilenarbeit!

= Kein Verklappen der Hebel!! =

Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W.8, Friedrichstr. 71.

MORPHIUM

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
Modernes Specialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prosp. frei-Zwanglos. Entwöhnu. v.

ALKOHOL

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter, optischer
Firmen zu Original-Preisen.
Moderne Schnellfokus-Cameras.
Bequemste Teilzahlung
ohne jede Preiserhöhung.
Binocles und Ferngläser.
Illustrirte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)
Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

Soeben erschien Antiquar.-Kat. No. 570.

Philosophie. National-Oekonomie.

Sozialismus. Anarchismus. Politik.

Viele jetzt seltene Broschüren u. Plugschriften.

Auf Verlangen gratis und portofrei.

Ottosche Buchhandlung in Leipzig.

Sommeraufenthalt.

Im herrlichen Zackental!
Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.- ab.

**„Sanatorium
Zackental“**
(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau 16. TT.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neuro-
chemische u. Rekonvalescenten-Zustände.
Diätetische, Brunnens- u. Erholungsküchen.
Für Erholungssuchende. Wintersport.

Nach allen Kurungseigenschaften der
Kernzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebeifreie, maderholzreiche Höhenlage.
Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besichtigt.
Näheres die Administration in
Berlin b.W., Mückernstrasse 112.

Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

Frühjahrs - Neuheiten

Damen-Konfektion = = =

Damen-Hüte = = = = =

Herren-Konfektion = = =
(Eigene Maass-Ateliers)

Herren-Hüte (Mayser-Hüte)

Handschuhe = = = = =

Schuhwaren = = = = =

Herren- u. Damenschirme
u. s. w.

Beste Qualitäten.

Billigste Preise.

Ferner:

Möbel- und Wohnungs-Einrichtungen
Gardinen, Teppiche, Wirtschafts-Artikel